



medico international

# rundschreiben 01 | 08



1968 > 2008 >>  
HILFE IM HANDGEMENGE

# Inhalt

- 03 Editorial
- 04 Kommentar – Das Streben nach Glück
- 06 Tonio Negri – 1968: Ein unbeugsamer Wille zur Veränderung
- 10 Palästina – „Von welchem Inferno wollen Sie hören?“  
Moustafa Barghouti im Interview
- 13 Israel – Wider die Lüge und den Selbstbetrug: Ruchama Marton  
gründete vor 20 Jahren die israelischen Ärzte für Menschenrechte
- 16 Globale Soziale Rechte
- 18 Mali – Migration in Westafrika: Die Freiheit, die wir meinen
- 22 Kurdistan – Das prekäre Land: Ein Rückblick auf die medico-Arbeit seit 1991
- 28 Nicaragua – Nach 10 Jahren wieder vor Ort: Der Neue und La Palmerita
- 30 EL Salvador – Prothesen aus dem Sozialfonds
- 32 Sierra Leone – Neue „Blutdiamanten“: Unruhen in Kono
- 34 Projekte – Projektionen: Südafrika, Irak, Sri Lanka

## 40 Jahre medico

- 36 Hilfe im Handgemenge – 1968-2008: 40 Jahre Solidarität und Kritik
- 40 Zurückgeblättert – Linke Unterwanderung:  
Ein umstrittener Ärztteeinsatz in Bangladesh
- 42 Lokales Netzwerk – „Wir können etwas bewirken“  
Interview mit Andrea Weber (medico-Gruppe Nürnberg)
- 44 medico aktiv
- 46 Sven Giegold – „Euer Beharren auf Gleichheit“
- 48 medico Materialien
- 50 Wahrnehmung verändern – Der neue Internetauftritt von medico international
- 51 Hinweise



## Liebe Leserinnen und Leser,

im Herbst vergangenen Jahres haben wir begonnen, darüber zu diskutieren, wie wir das 40-jährige Gründungsjubiläum von medico international begehen wollen. Uns war schnell klar, dass dies ein geeigneter Anlass wäre, die eigene Arbeit und den politischen wie gesellschaftlichen Kontext, in dem sie sich bewegte und bewegt, kritisch und öffentlich zu würdigen. Wir wollen dies nicht tun - ohne Ihr Zutun. Deshalb liegt Ihnen heute eine Sondernummer unseres vierteljährlich erscheinenden Rundschreibens vor, die sich in Größe und Umfang von unserer üblichen Information unterscheidet. Wir hoffen Ihnen damit einen tieferen Einblick in das Denken, die Geschichte und die Praxis von medico zu verschaffen. Am 30. und 31. Mai führen wir zudem eine Konferenz unter dem Titel „Solidarität heute!“ durch, bei der wir auf Ihre rege Teilnahme hoffen. Eine Vielzahl von medico-Veranstaltungen im Frankfurter Raum bietet ebenfalls die Möglichkeit der direkten Debatte. Doch dies soll kein einmaliges Jubiläumsangebot sein. Wir wollen künftig mit einem neuen Internet-Auftritt ein eigenes medico-Informationsportal schaffen. Sehr viel zeitnäher als bisher werden wir über das medico-Projektgeschehen und über Aktivitäten der Öffentlichkeitsarbeit berichten. Auf Seite 50 stellen wir Ihnen deshalb ausführlich die neuen Möglichkeiten unseres Internet-Auftrittes vor, die Sie hoffentlich nutzen werden.

Es wird zurzeit sehr viel und zu Recht über die Notwendigkeit von Transparenz bei Hilfsorganisationen diskutiert. Oft wird dies allein auf das Finanzgebaren der Hilfsorganisationen bezogen. Tatsächlich, so glauben wir, gehört zu einem transparenten und verantwortlichen Umgang mit Ihren Spendengeldern auch die profunde und differenzierte Information. In der emotionalen Suggestion von Werbung erscheint Hilfe allzu häufig als einfache und berechenbare Angelegenheit. Dieses aus Werbegründen gegebene Versprechen kann sich schnell als Falle herausstellen. Denn Hilfe in komplexen sozialen Prozessen hat keine Erfolgsgarantie. Das zeigt sich an dem brisanten Konflikt im Wiederansiedlungsprojekt La Palmerita in Nicaragua, den Dieter Müller - kaum als Projektkoordinator für Mittelamerika angetreten - begleiten muss. Genaueres können Sie in seinem anschaulichen Bericht nachlesen. Im nächsten Heft dann und in unserem im Mai erscheinenden Jahresbericht werden Sie zudem ausführlich alle Informationen über Bilanz und Mittelverwendung des Jahres 2007 erhalten.

Gehört es zu den Zumutungen der Aufklärung oder nehmen wir, wie Sven Giegold schreibt, Sie als denkende Spenderinnen und Spender so ernst, dass wir eingangs dieses Heftes einen philosophischen Text veröffentlichen? In Wahrheit nichts von beidem. Auch wir bei medico sind Kinder unserer Zeit. Nicht nur medico selbst, sondern auch viele der Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen sind auf die eine oder andere Weise von „68“ geprägt. Dass der italienische Philosoph Toni Negri bei uns seine Sicht auf „68“ und das Projekt der Emanzipation, auf die „Explosion der Gefühle“ beschreibt, ist für viele eine Annäherung an eigene, manchmal sehr persönliche Fragen. Seine nichtdeutsche Perspektive auf ein globales Phänomen und seine Vergegenwärtigung von „68“ bietet darüber hinaus genug Stoff zur Debatte, die wir auf unseren Internetseiten führen wollen. Dass wir ihm mit dem Palästinenser Moustafa Barghouti und der Israelin Ruchama Marton zwei Kollegen folgen lassen, die seinen Überlegungen persönliche und politische Praxis zur Seite stellen, ist kein Zufall.

Zu guter Letzt eine Bitte: Wir haben von dieser Sondernummer eine größere Auflage produziert. Über Ihre Mithilfe beim „Unter-die-Leute-bringen“ würden wir uns freuen. Ein Anruf oder eine Internet-Bestellung genügt und Sie bekommen unverzüglich weitere Exemplare des Rundschreibens zugesandt.

Herzlichst Ihre





# Das Streben nach Glück

von Thomas Gebauer

kommentar

**N**ach der Neid-Debatte nun also die Debatte über die Gier. Moralisch geht's wieder zu in der politischen Auseinandersetzung, Empörung allenthalben. Das Ausmaß der Steuerhinterziehung habe ihre Vorstellungskraft überstiegen, behauptete die Kanzlerin, der moralische Schaden angesichts der „hemmungslosen Gier“ sei erheblich. Selbstverständlich spricht nichts gegen Moral in der Politik, wohl aber viel gegen den Versuch, eine verfehlte Politik über die Moralisierung ihrer Konsequenzen vergessen zu machen. So wenig das berechtigte Verlangen sozialer Bewegungen nach Gleichheit Ausdruck eines pathologischen Sozialneides ist, sondern auf die dramatisch auseinander gehende Schere zwischen Arm und Reich reagiert, so wenig entspringt die Habgier der so genannten „Leistungsträger“ nur einem persönlichen Fehlverhalten.

Im Gegenteil: Die Gier ist tief verankert in gesellschaftlichen Verhältnissen, die das Streben nach partikularem Gewinn systematisch über das solidarische Miteinander stellen. Kinder erfahren das bereits in der Grundschule, wenn sie zwar viel von Gemeinschaft hören, aber zugleich den Druck der Auslese für eine höhere Schulbildung zu spüren bekommen. Casting-Shows wiederholen in stupiden Endlosschleifen die neoliberale Botschaft, dass nur einer der Gewinner sein kann – und all die anderen bestenfalls Spott und Hohn verdienen. Nicht dem Streben nach persönlichem und öffentlichem Glück wird so das Wort geredet, sondern dem Zwang, die anderen im tagtäglichen Ranking hinter sich zu lassen. Geld, mediale Präsenz, gesellschaftlicher Status werden zu Fetischen, die für das verlorene Glück entschädigen sollen. Unter solchen Umständen die Idee der Solidarität zu bewahren, sie gar zu leben, das bedarf allerdings moralisch gefestigter Menschen. Das hemmungslose Streben nach persönlichen Vorteilen ist fester Bestandteil unserer Gesellschaft, die Gier sozusagen längst institutionalisiert. Selbst die hohen Managergehälter stehen nur symptomatisch für das, was das herrschende Wirtschaftssystem in seinem Inneren zusammenhält: das Prinzip der privaten Aneignung von gesellschaftlich geschaffenen Werten und damit die Verachtung des Gemeinwohls. Wo die Rendite das Maß aller Dinge ist und mit einem Federstrich Tausende auf die Straße gesetzt werden können, um den Anteilseignern Gewinne von 25 und mehr Prozent zu ermöglichen, da ist die Gier kein individuelles Fehlverhalten mehr, sondern Teil des Systems. „Take from the needy, give to the greedy“, heißt die neoliberale Maxime in den USA: „Nimm es von den Bedürftigen und gib es den Gierigen.“

Es gehört zu den Eigentümlichkeiten des Kapitalismus, dass die Erzeugung von Reichtum mit der systematischen Produktion von Armut einhergeht. Mit moralischen Appellen und psychologischen Erklärungen ist solchen Missständen nicht beizukommen. Politische Regulation ist gefragt, nicht aber nur die öffentlich zur Schau gestellte Empörung, um am Status quo nicht rütteln zu müssen. In das notorische Bemühen, die Dinge so zu belassen wie sie sind, passt ein weiteres Ereignis, das zuletzt für Entrüstung gesorgt hat: die Krise um UNICEF. Bemerkenswert an der Geschichte war nicht zuletzt die Liste derer, die für Kinder in der Welt gespendet haben. Neben vielen solidarisch gesinnten Menschen, neben Kommunen, deren Engagement für eine andere Welt über jeden Zweifel erhaben ist und denen UNICEF unbedingt erhalten bleiben muss, tauchen da auch Akteure auf, die für vieles, nur nicht für soziale Verantwortung stehen: der einschlägig bekannte Discounter *Lidl* beispielsweise, der wegen Lohndumping und notorischer Missachtung von Arbeitnehmerrechten in der Kritik steht und dafür 2004 den „Big Brother Award“ bekam. Oder das



Kundenbetreuungssystem *Payback*, das den „gläsernen Kunden“ anstrebt, um die Wirtschaft mit datenschutzrechtlich höchst bedenklichen Konsumentenprofilen zu versorgen und dafür 2000 mit dem „Big Brother Award“ ausgezeichnet wurde.

Findige Manager haben längst begriffen, dass sich soziale Skrupellosigkeit sehr gut mit gelegentlichen Spenden für die gute Sache kaschieren lässt; eben ganz so, wie sich die Politik mit Moral auflädt, um von der Verantwortung für das Elend abzulenken. Wohltätigkeit gerät dabei in den Verdacht, mehr der Verschleierung von Ungleichheit zu dienen, als zu deren Beseitigung beizutragen. Eine Welt, die in Privilegierte und Gedeemütigte gespalten ist, mag ja noch Widerspruch hervorrufen. Dagegen wirkt eine Welt, die nur Helfer und Hilfsbedürftige kennt, fast schon beruhigend. Wer könnte etwas gegen Hilfe einwenden?

**Selbstverständlich spricht nichts gegen Moral in der Politik, wohl aber viel gegen den Versuch, eine verfehlte Politik über die Moralisierung ihrer Konsequenzen vergessen zu machen.**

Es sieht ganz danach aus, dass die öffentlich zur Schau gestellte Wohltätigkeit und der Sozialabbau zwei Seiten ein und derselben Medaille sind. Mit fatalen Folgen: Denn wo soziale Sicherung an den Goodwill von Philanthropen gekoppelt wird, dort geht das Bewusstsein für den Rechtsanspruch auf öffentliche Güter wie Gesundheit, Bildung oder die Teilhabe an Kultur verloren. Und wenn es erst wieder die wohltätige Aktion privater Mäzene und großer Unternehmen ist, von denen die Hilfe für die Kinder der Welt abhängt, dann legitimiert dies auch hohe Renditen und weitere Steuerentlastungen für Besserverdienende und Unternehmen. Von dem, was einst soziale Marktwirtschaft genannt wurde, bleibt unter solchen Umständen nur das Gerede in Talkshows.

Herrschaft und Macht haben heute kein eindeutiges Zentrum mehr, sagt Toni Negri, der Autor des „*Empire*“, sondern durchziehen unterdessen alle Bereiche des Lebens. So beängstigend die Vorstellung eines allumfassenden quasi parasitären „*Empire*“ ist, sie birgt auch Trost. Denn wenn die Macht kein Außen mehr kennt, wenn sie gewissermaßen überall zuhause ist, in den gesellschaftlichen Institutionen ebenso wie in den Menschen selbst, dann sind es eben auch die Menschen, die Menge, die Personen, die Öffentlichkeit, die „*Multitude*“ (Negri), die das „*Empire*“ durch Verweigerung und Abkehr abschüteln können.

Es ist diese „Potenzialität“, in der die Chance auf Veränderung liegt. Eine „Potenzialität“, die auch in der Arbeit von Hilfsorganisationen aufscheint. Denn selbst wenn viele Hilfsorganisationen heute ihr Tun in den Kontext der Reparatur von Systemfehlern stellen und so zur Stabilisierung des prekären Status Quo beitragen, kann Hilfe auch auf die nachhaltige Überwindung von Not und Abhängigkeit drängen und Teil eines emanzipatorischen Aufbruchs sein. Als Hilfe im Handgemenge gewissermaßen, die Menschen unterstützt, die nicht locker lassen, ihr Glück zu suchen. Und wenn schon Amerika das Vorbild sein sollte, dann nur in der Wiederaneignung der zentralen Ideen der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung: Leben, Freiheit und das Streben nach Glück. ■



**Ein  
unbeugsamer  
Wille zur  
Veränderung**

**Achtundsechzig war der Pfeil,  
der auf die Zukunft gerichtet wurde.  
Ein Essay von Toni Negri**

„In der Frage nach dem Verantwortlich-Sein verband sich der Alptraum der Vergangenheit mit dem der Gegenwart“, schreibt der italienische Philosoph Toni Negri im folgenden, eigens für medico verfassten Essay über die Motive derer, die sich 1968 widerständig organisierten. medico selbst ist aus diesem Impuls 1968 entstanden. Wir haben Toni Negri, diesen wichtigsten Philosophen der globalisierungskritischen Bewegung, um Reflexionen zu einem Marcuse-Zitat gebeten, das medico sich zum Leitmotiv für die Beschäftigung mit der eigenen 40-jährigen Geschichte gewählt hat. Toni Negri hat unsere Bitte zum Anlass genommen, einen gültigen Text zu den gegenwärtigen 68er-Debatten zu verfassen. In Marcuses Satz, man könne die Welt in eine Hölle, aber auch in das Gegenteil verwandeln, sieht er weniger den Appell an den utopischen Entwurf als die Aufforderung, „die Themen der Emanzipation auszuarbeiten und ihre Kraft zu bewahren“. Es ist nicht vermessend, die Arbeit von medico international in diesem „antagonistischen Projekt der Emanzipation“ zu verorten.

**„ Wir können die Welt zur Hölle machen, wir sind auf dem besten Wege dazu, wie Sie wissen. Wir können sie aber auch in das Gegenteil verwandeln.“**

(Herbert Marcuse, Das Ende der Utopie, Westberlin, Juli 1967)

In der Hölle hätte sie leicht enden können, jene Welt, in der wir damals in den Sechzigern lebten, das wussten wir, und wie wir das wussten! Den Älteren unter uns waren der beißende Rauch von Auschwitz und die verwundeten Leiber der Opfer von Hiroshima gegenwärtig. *Nuit et brouillard* und *Hiroshima mon amour*, die Filme von Alain Resnais, waren uns nicht nur Erinnerung, sondern auch, noch einmal, Mahnung. Da war sie, genau da stellte sie sich, die furchtbare Frage: Inwieweit trugen wir nicht alle die Verantwortung für jene schrecklichen Ereignisse, für die aufeinander folgenden Kriege, für den Hass und jenen skrupellosen Gehorsam, die in eine nicht endende Zerstörung von Menschenleben und Kultur geführt hatten?

Alles nahm mitten in Europa seinen Anfang und setzte sich in der Folge nun auf anderen Kontinenten fort: Von Afrika bis Lateinamerika, vom

Nahen Osten bis Südostasien waren Unterdrückung und Tod die Insignien der europäisch-atlantischen Macht. In der Frage nach dem Verantwortlich-Sein verband sich der Alptraum der Vergangenheit mit dem der Gegenwart. Zugleich aber führte die Mahnung, persönliche Verantwortung zu tragen, und zwar ungeachtet der Frage kollektiver Schuld, zu einer Umkehr der Perspektive, sie drängte aus der Hoffnungslosigkeit heraus zu einem Bruch mit einer bestimmten Vorstellung vom Gang der Geschichte, einer Geschichte, die nicht länger als schicksalhaft erscheinen sollte. Unsere Einstellung war allerdings durch und durch dialektisch (1); doch war das weder unser Fehler noch unser Verdienst. Tatsächlich begleitete eine allgegenwärtige Dialektik den gespenstischen Untergang der Moderne: im Westen, wo der Kapitalismus und die Demokratie im unaufhaltsam vorgegebenen Fortschritt eine unkritische

Teleologie feierten; im Osten, wo die Emanzipation, wie es hieß, abgeschlossen war und man nur noch wartete, dass die Bevölkerungen sie bemerkten.

Ein Zuviel an Dialektik gab es, der es sich zu entwinden galt. Ohne den Bruch mit der Dialektik wäre es unserem sich entwickelnden Sinn für Verantwortung wohl kaum möglich gewesen, sich den Wendungen der Heuchelei und/oder der Ideologie zu entziehen. Jene Dialektik war es, mit der und durch die in der Vergangenheit das Verbrechen begann; sie war es, die in unserer damaligen Gegenwart die Verantwortung bestritt; und sie war es auch, die aus der Zukunft eine traurige Angelegenheit machte, trauriger als verlorene Lieben und unerfüllbare Hoffnungen zusammen.

Was hieß es aber, mit der Dialektik zu brechen? Es hieß etwa, die Wünsche, das Begehren von jenem wie schicksalhaft vorgezeichneten Weg, der in die Hölle führte, abzubringen. Das Wichtigste war gerade nicht, der Dialektik der Moderne eine neue Richtung, ein neues *telos* zu geben. Es ging

seiner Natur nach frei ist und deshalb unbeschränkt genannt werden kann; doch weiß ich, dass der Wille an jenem Punkt sich befreite. Das gelang uns!

Worin bestand der Bruch? Aus der besonderen Übernahme von Verantwortung, d.h. aus der Weigerung (3), ging eine neue Gestalt des Menschlichen hervor: Der Bruch nahm die Gestalt einer anthropologischen Neuzusammensetzung an. Das kennzeichnete die wirkliche Revolution. Es ist nicht so wichtig zu fragen, ob die Revolution gesiegt oder die Machtverhältnisse verändert hat, die sie bedingten und gegen die sie sich erhob. Verändert hat sie das Leben und die Arbeit, das Begehren und die Bedürfnisse der »wirklichen Singularitäten«: Es entstand ein neuer Typus von Subjektivität, eine Singularität, die zugleich Widerstand ist. Mit Achtundsechzig entwickelte sich Subjektivität in neuen Formen und Rhythmen; Achtundsechzig zwang das System der Macht, die Bedingungen politischer Herrschaft ebenso zu verändern wie die der Ausbeutung und selbst die Apparatur der Produktion

von Wert und Gehorsam. Alles wurde verändert. An die Stelle der kulturellen Ordnungen der Moderne, die sich seit Beginn der Industrialisierung ständig veränderten, um sich gleich zu bleiben, traten (und zwar in

gleicher Weise in der Fabrik wie in der Metropole) flexiblere, mobilere, immaterielle soziale Zusammenhänge, die auf einer alles durchdringenden Dynamik von Austauschbeziehungen und intensivierten sprachlichen Verbindungen aufbauen. Politische und moralische Widerstände ließen auch die patriarchalische Ethik und den nationalistischen Wahn ihrerseits brüchiger werden, Widerstände, die den Körper der Singularität einer Bestimmung durch die Gemeinschaft entgegenseetzten – ein Übriges taten die Migrationen und die Globalisierung.

Heute sind die immaterielle Arbeit, die intellektuelle Kooperation und neue Formen finanzkapitalistischer Herrschaft eingefügt in Technologien des Konsenses und Maschinerien der Disziplin. Das Leben, das, unnachsichtig dem Kommando des Kapitals unterworfen, in der Vorhölle geführt wurde – das Leben in jenem Käfig hat sich erhoben, hat revoltiert und dem gesamten Gebäude der Subjektivierung und Unterwerfung einen Riss versetzt. Die Nachmoderne, die Gegenwart sieht heute die Prozesse am Werk, die die Revolution von '68 in Gang setzten.

Das Ende des »realen Sozialismus« 1989 ist nichts anderes als eine verzögerte Folge dessen, was sich '68 ereignete. Entscheidend für die Neukonfiguration der kapitalistischen Moderne (und die sozialistische Welt war davon nur ein Spiegelbild) war das Jahrzehnt 1968 bis 1978, als in ein und demselben Moment der antiimperialistische Sieg in

## **Das Ende des »realen Sozialismus« 1989 ist nichts anderes als eine verzögerte Folge dessen, was sich '68 ereignete.**

nicht darum, neue Lebensformen zu erdenken oder der Hoffnung neue Inhalte zu erfinden, sondern darum, die Dialektik zu sprengen, sie aus dem Weg zu räumen. Uns war es um eine radikale, entschlossene Zerstörung zu tun, und nur bedingt (und erst danach) um eine Methode des Neuaufbaus. Eine kartesianische Wende (2), eine Neuerung, wie auch immer ... eine Revolution. Was sonst hätte eine solche Wendung erlaubt? Wie die Philosophie weiß, lässt sich nur über die Revolution, sagen, dass sich »ein solches Phänomen ... nicht mehr vergisst, weil es eine Anlage und ein Vermögen in der menschlichen Natur zum Besseren aufgedeckt hat, dergleichen kein Politiker aus dem bisherigen Lauf der Dinge herausgeklügelt hätte« (Kant, *Der Streit der Fakultäten*, II. 7).

Im Zentrum stand notwendigerweise die Sorge um sich, um jede und jeden als Singularität, ein Wille zur radikalen Erneuerung, der im Gemeinsamen der Singularitäten münden, sich als *Multitude* (Menge) verwirklichen sollte. Das Begehren von Achtundsechzig war genau das. Ein unbeugsamer Wille zur Veränderung, konzentriert auf das angehäufte Leid, das die Geschichte in jüngster Vergangenheit dem Bewusstsein und dem Gewissen aufgebürdet hatte. Das Gefühl der Verantwortung verwandelte sich in eine Kraft, die in der Lage war, sich von der Schuld der Väter zu befreien (nicht sich zu erlösen, sondern sich zu rächen). Ich bin nicht sicher, ob wirklich, wie Descartes meint, der Wille



Vietnam und die Revolte der ArbeiterInnen, NichtarbeiterInnen und StudentInnen im Westen dem Kapitalismus eine grundlegende Veränderung aufzuzwingen. Mit der Entstehung eines weltumspannenden Empire verblasen die Nationalstaaten – und auch die Klassen. Die Tage nationaler Befreiung, der Arbeiterklasse und der revolutionären Avantgarden sind damit Vergangenheit. Doch mit dem Empire entsteht auch der Widerstand von unten aufs Neue, und dem System der Macht wird es angesichts dieses Widerstands wie '68 ergehen: Neue spontane und organisierte und ständig sich erneuernde Netzwerke der Opposition werden die Welt umspannen. Aus dem Handeln dieser Multitude, aus ihren Kämpfen und Demonstrationen, aus ihren Migrationen und Aufständen, aus einem gemeinsamen, biopolitischen Begehren nach Frieden und Demokratie, erblüht eine nachliberale und nachsozialistische Welt. Ohne die Trugbilder der nationalen Souveränität und der Repräsentation können wir endlich Freiheit und Gleichheit schaffen. Ihre Aktualität liegt zwischen einer schon toten Gegenwart und einer bereits zum Leben erwachenden Zukunft. Achtundsechzig war der Pfeil, der auf die Zukunft gerichtet wurde.

Doch ist all das in gewisser Hinsicht sekundär (auch wenn die gesellschaftlichen Auswirkungen enorm sind). Herbert Marcuse hatte etwas anderes im Sinn, als er sagte: »Wir können sie aber auch in das Gegenteil verwandeln.« Ich bin überzeugt, dass er damals eher als an eine zu verwirklichende Utopie an das Problem dachte, die Themen der Emanzipation auszuarbeiten und ihre Kraft zu bewahren. Wir haben gesehen, wie '68 aus einem Bruch entstand, und wir haben uns vergegenwärtigt, wie dieser Bruch eine neuartige *condition humaine* hervorbringen konnte – doch steht auch außer Frage, dass die ungeheuren Folgen und die unumkehrbaren Auswirkungen dieses Bruchs wieder in einer Maschinerie der Kontrolle eingefangen wurden. Das antagonistische Projekt der Emanzipation, soll es fortgeführt werden, bedarf einer Methodik. Wir stehen erneut vor einem kartesischen Übergang, einer gleichermaßen ontologischen wie politischen Passage. Nicht dass Descartes unser Zeitgenosse wäre; er ist aber, unter den großen Philosophen, vielleicht am wenigsten dialektisch. Die Methodik nun, die '68 eröffnet, ist nichtdialektisch. Es ist die Perspektive des Auszugs, der Trennung, des *Exodus*. (3) Auch für Descartes ging es darum: um die Trennung vom Mittelalter, um die Weigerung und um die machiavellistische List gegen die Formen des souveränen Absolutismus, der begann, dem »neuen Menschen« der Renaissance gegenüber die Um-

risse disziplinärer Herrschaft zu instituieren. Für uns heißt es nun, den neuen imperialen Strukturen der Herrschaft zu entgehen. Kann das gelingen, indem wir noch einmal in '68 eintauchen? Ich glaube ja. Denn damals haben wir begriffen, dass die Macht vielfältig ist (nicht ein einzelner Souverän, sondern eine Vielzahl von Netzen der Kontrolle), dass im Innern dieser Vielfalt die Intelligenz, aber auch die Brüchigkeit der Macht anzutreffen ist, dass deshalb die Befreiungen die Macht von innen bedrohen, in jedem Moment und in jeder ihrer Gestalten. Es gibt keinen Winterpalast mehr, den es zu erobern gäbe, die Potenzialität ist in der Lage, sich jederzeit und überall zu äußern. Widerstand, Kritik und Ungehör-

## Ohne die Trugbilder der nationalen Souveränität können wir Freiheit und Gleichheit schaffen.

sam gleichermaßen definieren die *BürgerInnen*. Doch mehr noch: Es geht nicht bloß darum, Rechte einzufordern, sondern darum, den ontologischen Zusammenhang in jeder einzelnen Singularität, aus denen die Multitude sich konstituiert, zu begreifen. Die Macht wird nicht dahin zurückkehren, »einheitlich« in einem Sinne zu sein, wie sie es vor '68 war. Und sie ist dazu verdammt, mit der Vielfalt der Widerstände und der Revolten konfrontiert zu sein, die fortfahren, das Glück zu suchen.

Ich glaube, und so denke ich darüber nach, dass es möglich sein wird, in einer neuen Epoche jene Explosion der Leidenschaften, die auch Marcuse im Sinn hatte, wiederherzustellen, jenseits aller Dialektik, im Innern der Universalität des Exodus. ■

**Toni Negri, Paris, Februar 2008**

*Aus dem Italienischen von Thomas Atzert*

### Anmerkungen der Redaktion:

(1) Unter Dialektik versteht Negri jede Deutung der Geschichte, die ihr ein objektives Ziel (*telos*) vorgibt und damit auch ein definitives Ende. Die krudeste Form so verstandener Dialektik war zweifellos der "dialektische Materialismus" Stalins.

(2) Descartes gilt, kurz gesagt, als Begründer der modernen Philosophie und ihrer ("kartesianischen") Wende vom Objekt zum Subjekt.

(3) Exodus / Weigerung – Spielt auf den Auszug (*Exodus*) der Juden aus Ägypten an und meint den Auszug der Multitude (Menge) aus dem Empire: eine Metapher für das, was Marcuse 1967 die "Große Weigerung" nannte, das Nicht-mehr-Mitmachen-und-etwas-anderes-Beginnen.

## Exodus im Heiligen Land

Wie kann man an einem Ort und in einem Konflikt politisch handeln, der eigentlich keinen Raum für freies, selbstbestimmtes und kritisches Denken lässt, das doch dem Tun vorausgeht? Wie will man die „Themen der Emanzipation ausarbeiten und ihre Kraft bewahren“, wenn das „kollektive Wir“, die Bipolarität des Konfliktes alles einzuebnen droht? Solche Bedingungen für eigenes politisches Handeln kennen die israelische Psychotherapeutin Ruchama Marton und der palästinensische Arzt Moustafa Barghouti. Ihre Weigerung, sich dem politisch Opportunen zu beugen, führte vor 20 bzw. 30 Jahren zur Gründung zweier sozialmedizinischer Menschenrechtsorganisationen, mit denen medico seit vielen Jahren verbunden ist: die Physicians for Human Rights – Israel und die Palestinian Medical Relief Society (PMRS).

Die „Perspektive des Auszugs, der Trennung, des Exodus“, von der Toni Negri im vorangegangenen Text schreibt, findet sich in der Zusammenarbeit beider Organisationen, die seit über 15 Jahren gemeinsame mobile Kliniken in der Westbank durchführen, palästinensische Kranke zur Behandlung nach Israel holen und Menschenrechtsverstöße im gesundheitlichen Bereich in die Öffentlichkeit und vor Gericht bringen. Welche emotionale und intellektuelle Haltung dahinter steht, wird aus dem nachfolgenden Interview mit Moustafa Barghouti und dem Porträt von Ruchama Marton deutlich.

# Von welchem Inferno wollen Sie hören ...

... Es betrifft ja doch nicht Sie

Moustafa Barghouti, Arzt und Gründer der Palestinian Medical Relief Society, über die Teilnahmslosigkeit des Westens gegenüber dem palästinensischen Drama und über den Zusammenhang von Fundamentalismus und Autokratie

palästina

**T**rotz jahrelangem CNN-Schauen stellte ich ausgerechnet die naivste Frage: Was denken Sie von den Israelis - und warum? Sentimentalerweise erwartete ich von diesem Mann, der „Mandela des mittleren Orients“ genannt wird, ein leises Wort des Verständnisses, des Friedens, der Zukunft. Aber ich erhalte einen Blick, der unüberwindliche Gräben zwischen uns aufreißt: „Nichts“, sagt er, „ich denke nichts.“ Im markanten Schweigen des Muezzin höre ich zum ersten Mal die Detonationen des Krieges, sehe die Krater der Verletzungen. Er sieht mich an, undurchdringlich, ohne Entgegenkommen. „Ich hasse Unrecht, aber nicht das der einzelnen Individuen, sondern die größeren Zusammenhänge, aus denen heraus es entsteht, und die Verantwortlichen dahinter.“

Moustafa Barghouthi redet ruhig und ohne Rhetorik, jeden Gedanken bringt er auf den Punkt. Die Bewegung, die er führt, heißt al-Mubadara, das arabische Wort bedeutet „Die Initiative“ [al-Mubadara al-Wataniyya al-Filistiniyya, Palästinensische Nationalinitiative]. Das sind bescheidene Worte für große Gedanken. Der Name kommt ursprünglich von Hannah Arendt. Die Politik, sagte sie einmal, verlangt den Impuls der Initiative und dazu fast ein poetisches Talent: Vorstellungsvermögen.

**Die erste Frage ist zwingend: Sie waren in Annapolis.**

Annapolis? Warum fragen Sie mich nicht nach Gaza? Gaza ist die unumgängliche Frage. In Paris feiern die Geberländer ihre beschlossene Nothilfe, aber wir haben nicht Mildtätigkeit nötig, wir brauchen Gerechtigkeit und offene Grenzen. Gaza ist ein Lager, und Israel wütet darin immer noch mit Angriffen, Überfällen und Besetzung. In den letzten sechs Monaten sind 5 Israelis, aber 218 Palästinenser getötet worden, und das waren nur die Soldaten, nicht die Zivilisten, die zufälligen Opfer, die Kollateralschäden des Krieges. (Das Interview wurde vor den jüngsten Auseinandersetzungen geführt. Allein Ende Februar kamen fast 200 Palästinenser im Gaza-Streifen ums Leben. Auf israelischer Seite starb ein Mann in Sderot bei Raketenangriffen der Hamas und 5 israelische Soldaten, d.Red.) Ich könnte ihnen unendliche Zahlenreihen aufzählen, Statistiken liefern, vom Wasser reden, vom Durst, von Medikamenten, vom Benzin, vom Sterben, weil eine Glühbirne im Operationssaal fehlt, vom Überleben durch humanitäre Hilfe, den Demütigungen durch internationale Almosen, und einem Kollaps, der jederzeit kommen kann, weil die Bauern nichts mehr zu säen und die Arbeiter nichts mehr zu arbei-



Moustafa Barghouti:  
Gleichgültigkeit  
ist die träge Masse  
der Geschichte  
Foto: PMRS

ten haben. Nur: Israel schießt. Wählen Sie selbst, von welchem Inferno Sie hören wollen! Es betrifft ja doch nicht Sie!

Das Schlimmste ist nicht das Drama selbst, sondern die Teilnahmslosigkeit. Sie sind Italienerin, wie Gramsci. Er hat gesagt: Das, was geschehe, geschehe nicht, weil einige wollen, dass es geschieht, sondern weil die Mehrzahl der Menschen ihren Willen ausschaltet und es geschehen lässt. Gleichgültigkeit ist die träge Masse der Geschichte. Die Geschichte wird eines Tages die Rechnung fordern für Gaza. Sie wird euch alle fragen: Wo seid ihr gewesen, als Gaza verschwand? Das ist die einzige notwendige Frage: Wo seid ihr?

**Im Westen schreibt man „ Hamas“ und liest „ Terrorist“. Sollte man den Dialog suchen? Oder sollte man sie boykottieren?**

Frieden macht man mit denen, die da sind, nicht mit denen, die man gerne hätte. Die Hamas ist nur in euren Stereotypen ein einziger Block. Sie hat ihre Gemäßigten und ihre Pragmatiker. Und vielleicht auch ihre Extremisten. Aber es ist nötig, die Gemäßigten zu organisieren, wie damals in der Regierung der Nationalen Einheit (Von September 2006 bis Juni 2007 – Barghouti war darin Informa-

tionsminister, d. Red.) Die Regierung der Nationalen Einheit war die beste palästinensische Regierung. Sie hat Israel eine völlige und gegenseitige Feuer-einstellung angeboten. Und sie plante innere Reformen. Diese Regierung ist nicht wegen unserer Unfähigkeit gestürzt, sondern weil die Europäer bei der Einstellung ihrer Wirtschaftshilfe geblieben sind und Israel unsere Steuereinnahmen einbehält. Mit was sollten wir regieren, mit Spielgeld? Die Blockade blockiert auch alles andere, was nicht Hamas oder Fatah ist. Und dann beschweren sich die Blockierer, dass Hamas und Fatah eine so große Rolle spielen.

**Einer der Gründe für die große Akzeptanz der Hamas sind ihre funktionierenden sozialen Einrichtungen. Sie selbst haben die „Palestinian Medical Relief Society“ gegründet, eine Gesundheitsorganisation, die einem Drittel der Palästinenser medizinische Versorgung garantiert. In einem gewissen Sinn ist das eine Politik des Fakten-Schaffens. Sie helfen den Leuten, dort zu bleiben, wo sie sind, denn das bedeutet: Wenn sie bleiben, hat Israel verloren.**

Nur konkrete Tatsachen sind subversiv. Die Hamas konnte mächtiger werden, weil der Westen in Oslo (1992) entschieden hatte, alle finanziellen Unterstützungen auf die palästinensische Zentralverwaltung zu konzentrieren. In Deir Ghassaneh, einem Ort hier in der Nachbarschaft mit 2.000 Einwohnern, hatte eine Frauengruppe in Zusammenarbeit mit einem Verein in Genf einen Kindergarten eröffnet. Eine kleine Wohnung, fünfzig Kinder. Dann wurden von Genf aus die Mittel an die Zentralverwaltung geschickt, und der Kindergarten musste zumachen. Geblieben ist nur der islamische Kindergarten, der natürlich nach den Regeln des Korans verwaltet wird. Alles was sie in Deir Ghassaneh brauchten, waren 3.000 Dollar im Jahr.

Das ist Palästina. Das sind unsere Bedürfnisse, das sind auf lange Sicht unsere Möglichkeiten, Dollar für Dollar, Kind für Kind. Leider ist die einzige Sicherheitsperspektive, um die man sich kümmert, die militärische. Aber Sicherheit besitzt grundsätzlich eine soziale Dimension. Man erhält Sicherheit dann zurück, wenn man die Bedürfnisse der Leute in den Mittelpunkt stellt.

Der Fundamentalismus bei uns entsteht nicht nur durch die israelische Unterdrückung, sondern auch durch die palästinensische Zentralverwaltung, durch ihre Ineffizienz, durch ihr Versagen. Wenn man die Autokratie unterstützt, unterstützt man auch den Fundamentalismus, der auf die Autokratie reagiert. Die Hamas ist ein Produkt des Westens. Jetzt erleben wir einen neuen Kollaps der weltlichen Einrichtungen. Aber der Westen kann ruhig schlafen. Die Hamas hat andere Finanzierungsquellen. Erinnern Sie sich an das Gedicht des griechischen Dichters Kavafis: „Der Westen wird seine

Fundamentalisten bekommen, seine Terroristen, denn, auf der anderen Seite, was täte er ohne die Barbaren vor seinen Türen?“

**Der palästinensische Philosoph Edward Said sagte, die erste Herausforderung für die Palästinenser ist, sichtbar zu werden. Gemeinsam mit Said, der nie einen arabischen Verleger gefunden hat, haben Sie Mubadara gegründet.**

Und zusammen mit Haidar Abdel Shafi, dem Leiter der Delegation bei den Verhandlungen von Madrid, den ersten Nahostverhandlungen 1991. Er gehörte einer palästinensischen Verhandlungsgruppe an, die ausschließlich aus Fachleuten und Intellektuellen bestand. (Diese Gruppe, u.a. mit Hanan Ashrawi, veränderte maßgeblich die Wahrnehmungsmuster über „Palästinenser“, d. Red.). Mubadara ist als eine Alternative zur Korruption der Fatah und zum Extremismus der Hamas entstanden. Aber wir wollten nicht „gründen“ sondern „verknüpfen“, keine Partei sondern eine Koalition bilden. Politik ist für mich nicht Macht und Wille zur Herrschaft, sondern die Fähigkeit, Verbindungen zu schaffen. Allem voran steht die Einheit, denn Israel will unsere Zerstückelung und Spaltung - nicht nur physisch mittels Mauern und Barrieren, sondern auch politisch - bis

## **Zivilisten zu töten untergräbt nicht Vertrauen, sondern untergräbt das Gesetz.**

hin zum Bürgerkrieg. Und deshalb ist unsere Antwort Gewaltlosigkeit, nicht, weil wir das Recht nicht hätten, zu reagieren, sondern weil Gewaltlosigkeit die beste Reaktion ist. Wir sind uns aber bewusst, dass auf Dauer die einzige Möglichkeit, ein konkretes Friedensabkommen zu erreichen, in den Verhandlungsführern liegt, die uns vertreten. Denn diese sollen zusammen mit jenen entscheiden, die später unter ihren Entscheidungen leben müssen. Deshalb ist Mubadara eine Bewegung zur Demokratie. Demokratie hat dabei nicht nur einen politischen, sondern auch einen sozialen Aspekt. Ich will nicht irgendein Palästina, ich will nicht nur Frieden, sondern auch Freiheit, ebenso Gerechtigkeit. Palästina ist auch durch viele Untaten diskriminiert worden, die nicht auf das Konto der israelischen Besatzung gehen. Das Ende der Besatzung wird nur der Anfang einer anderen Geschichte sein. Ich will Palästina modernisieren, was – um die Frage vorwegzunehmen, die ich Ihrem Gesicht ablese – nicht „Verwestlichung“ heißt.

**Sie haben in Stanford studiert. Viele Palästinenser halten inzwischen das Gefängnis für ihre Universität. Sie leben in keinem Flüchtlingslager. Sie riskieren nicht jede Nacht, sich in ei-**

**nem Sabra und Chatila aufzuhalten (Anspielung auf das Massaker in den palästinensischen Flüchtlingslagern in Beirut während der israelischen Besatzung, 1982, d. Red.). Ist Gewaltlosigkeit nicht ein Luxus?**

Ich habe zwei Projektilen in meinem Rücken, ich kenne angenehmeren Luxus. Mich haben sie sechsmal verwundet, ein Knie zertrümmert, eine Schulter ausgerenkt und mich so oft verhaftet, dass ich es nicht mehr zählen kann. Einen meiner Mitarbeiter haben sie erschossen, einen Millimeter von mir entfernt, mit einem Kopfschuss. Wissen Sie, wie das ist, wenn ein Kopf platzt? Jeder Palästinenser hat seine private Liste von Schrecken und Schmerzen. Gewaltlos sein bedeutet nicht, weniger heldenhaft sein. Es bedeutet sich selbst zu vertrauen, sich einzubringen, die Israelis mit ihren eigenen Regeln und Gesetzen zu bekämpfen, jeden Tag ihre Tatsachen vor Ort mit unseren Tatsachen vor Ort zu konfrontieren, ihrer Gewalt nicht unsere Verzweiflung entgegenzusetzen, sondern unsere Schönheit. Das ist gleichzeitig eine Ethik und eine Strategie. Militäraktionen zu organisieren ist einfach: Elite-Kampfeinheiten anstelle von Menschenmassen. Die Ausführung eines Angriffs zu befehlen, wenn man im sicheren Ausland ist. Wo waren denn die Führer

der PLO, während wir hier waren, hier umgebracht wurden? Ich habe niemals von jemandem verlangt etwas zu tun, an dem ich nicht direkt teilnahm. Das ist die erste Lehre von Ghandi: „We must become the change we want to see in the world.“ Unser Erfolg steckt in unserem eigenen Verhalten.

**Madrid, Oslo, Annapolis. Sie sind ein Kosmopolit.**

Mir fehlt Jerusalem (wie alle Bewohner der Westbank darf auch der Parlamentarier Barghouthi nicht nach Jerusalem, d.Red.). Annapolis war völlig überflüssig. Es basiert auf der Road Map. Und die Road Map ist eine Sache, bei der man die Palästinenser z.B. auffordert, Terrorangriffe einzustellen, und als Gegenleistung verspricht man, dass die Israelis keine Aktionen mehr unternehmen würden, die das Vertrauen der Parteien untergraben könnten, wie etwa – ich zitiere wörtlich – Angriffe gegen Zivilisten.

Vertrauen der Parteien? Zivilisten zu töten untergräbt nicht Vertrauen, sondern untergräbt das Gesetz. Das ist nichts weiter als ein Kriegsverbrechen und keine Frage der Höflichkeit. Von den Palästinensern wird gefordert, Wächter ihrer eigenen Besatzung zu werden. Von der Mauer, von der Lage in Gaza, von den Flüchtlingen Jerusalems wird nicht gesprochen. Die Rede ist nur von der inneren Sicherheit. Das spiegelt sich in den Haushaltszahlen

der palästinensischen Autonomiebehörde: 0,1 Prozent gehen in die Kultur, 4 Prozent in die Landwirtschaft, 1,8 Prozent in das Gesundheitswesen und 35 Prozent an die Polizei. Sie wollen die Palästinensische Autonomiebehörde gegen das eigene Volk militarisieren.

**Wir Europäer behaupten, anders zu sein, zivile anstelle von militärischer Macht zu benutzen. Inwieweit sind wir Europäer anders?**

Worin besteht der Unterschied? Ihr habt eine großzügige, unermüdliche Europa-Abgeordnete, Luisa Morgantini, die sich für die Palästinenser einsetzt. Aber ihr habt nur eine halbe Außenpolitik. Ihr seid jedes Mal paralysiert, wenn Einstimmigkeit verlangt wird. Führt ihr vielleicht Sanktionen gegen Israel aus? Nein. Von Israel kauft ihr Waffen. Sanktionen habt ihr gegen uns entschieden. Eure Politik besteht in nobler Rhetorik und suggestiven Vorschlägen, eine unendliche Wiederholung von Kolonialismus im neoliberalen Korsett. Dialog, Partnerschaft, gemeinsame Entwicklung – ihr seid Dichter, einfacher gesagt, ihr macht eure Kooperation von der Einbindung Israels abhängig, davon überzeugt, dass die Ökonomie auch die Politik kaufen wird, nach dem Motto: ›Wir sehen die Besatzung im Namen des freien Zucchini-Handels.‹ Aber der Frieden steht nicht zum Verkauf. Ihr seid nur Zuarbeiter der Vereinigten Staaten. Ihnen die Politik, euch die Wirt-

schaft. Und ihr wisst gar nicht, wie nötig wir ein europäisches Europa brauchen, ein mediterranes Europa, das Mäßigung kennt, das eine andere Vorstellung von Welt-Expansion hat. ■

Das Interview wurde geführt von Francesca Borri

Übersetzung: Susanne Schmidt / Sven Severin



Ruchama Marton: Die Realität wird schöngeredet. Foto: privat

## Wider die Lüge und den Selbstbetrug

Die Psychotherapeutin Ruchama Marton hat vor 20 Jahren die „Ärzte für Menschenrechte - Israel“ gegründet und beharrt auf ihrem Standpunkt, dass die israelische Besatzung die entscheidende Ursache für die Konflikte zwischen Israelis und Palästinensern darstellt

**D**en warmen Schoß der Konsensgesellschaft fürchtet sie. Als Psychiaterin und Therapeutin weiß sie, dass wir alle geliebt werden wollen und uns als Teil einer Gemeinschaft fühlen möchten. Doch Ruchama Marton hat sich anders entschieden: Sie hat die Einsamkeit bevorzugt. Nicht dass sie keine Freunde hätte. Wir sitzen vor

einem unscheinbaren Café im wohlhabenden Stadtteil Tel Avivs. Die Nachmittagssonne ist gerade noch zu sehen, und drinnen warten einige ihrer alten Weggefährten, Uri Avneri und andere linke Aktivistinnen jenseits des Pensionsalters, zu denen sie sich gleich setzen wird. Sie treffen sich gern freitags am späten Nachmittag, während sich die meisten in



Nahrungsmittelhilfe und Protest von jüdisch-arabischen Israelis am Checkpoint Erez, Gaza, Februar 2008. Foto: Marcel Masferrer Pascual

den Häusern rundherum auf den traditionellen Familienabend vorbereiten.

Bei einer dieser Runden vor fast zwanzig Jahren sprach man davon, dass Aufrufe und Unterschriften keinen Sinn mehr machten. Damals kam es in Gaza zu Zusammenstößen ungeahnten Ausmaßes zwischen der palästinensischen Bevölkerung und der israelischen Besatzungsarmee. Ver-

nerte mit Gaza und fragte, wie sich die Situation dort entwickle. Komm und schau dir das selber an, wurde ihr entgegnet. Elf Ärzte fuhrten hin und kehrten schockiert zurück. Das schmutzige Krankenhaus, in dessen Korridoren zahlreiche Familien ihre Mahlzeiten zu sich nahmen und Katzen frei herum liefen, war voller Verletzter. Israelische Soldaten hatten Rabins Vorschlag tatsächlich in die Tat umgesetzt und vielen Menschen Beine und Arme gebrochen. Außerdem gab es noch Menschen mit durch Knüppelschläge verursachten Kopfverletzungen. Die israelischen Ärzte erfuhren, dass die israelische Armee ihre palästinensischen Kollegen schikanierte und erniedrigte. Schnell war klar, dass man diesen Kollegen solidarischen Beistand leisten wollte. Die Wut über die Zustände fand so auch eine Handlungsmöglichkeit.

Wenn Ruchama heute auf diese Zeit zurückdenkt, lächelt sie wehmütig. Sie waren damals unendlich schockiert gewesen. Dabei wirken diese Ereignisse vom Dezember 1987, die als der Beginn der ersten Intifada in die Geschichtsbücher eingingen, von heute aus gesehen wie Szenen aus einem Jugenderholungsheim. Damals sei die Besatzung noch verhältnismäßig „aufgeklärt“ gewesen. Wer Ruchama Marton nicht kennt, könnte ihre Ironie mit Zynismus verwechseln.

Ruchama erzählt dies alles in ruhigem und analytischem Ton. Der kann jedoch nicht darüber

## **Ich beteilige mich prinzipiell nicht an Dialogen, die nicht klar und für alle deutlich die Besatzung bekämpfen.**

teidigungsminister Rabin befand sich gerade im Ausland und weigerte sich, für so eine Lappalie zurückzukehren: Brecht ihnen Arme und Beine, hatte er zur Niederschlagung des Aufstands empfohlen. Das brachte ihm traurige Berühmtheit ein. In der Oppositionellen-Runde im Café gab es – wie üblich – viele Vorschläge über mögliche Vorgehensweisen gegen diese Brutalität. Keiner fand die Zustimmung aller. Der Regisseur Sinai Peter hatte es schließlich satt: Anstelle der stetigen Streitereien zwischen Aktivisten sollte doch jeder Einzelne Menschen aus seiner Berufssparte zusammenschließen und konkrete Aktionen planen. Ruchama tat sich daraufhin mit einigen Ärztekollegen zusammen. Sie telefo-

## PROJEKTSTICHWORT

„Während wir und unsere Partner in Ramallah noch beratschlagen, wie wir dennoch unseren Auftrag erfüllen und die Schwächsten im ohnehin verarmten Gazastreifen versorgen können, bombardiert Israel momentan den Gazastreifen unaufhörlich fort“, schreibt der medico-Repräsentant für Israel-Palästina, Tsafrir Cohen in seinem Blog auf der medico-Website. Täglich kommen neue Meldungen über die sich ständig verschärfende Situation im Gaza-Streifen. Medico unterstützt die palästinensischen Kollegen vom PMRS mit dem nötigsten medizinischen Material. Die israelischen Kollegen der Physicians for Human Rights schaffen es zwischendurch, dass wenigstens die israelisch-palästinensischen Kollegen in den Gaza-Streifen dürfen, um dem PMRS Medikamente und anderes zu liefern. Gemeinsam versuchen beide, Schwerstkranke, die aufgrund des Boykotts durch Israel nicht medizinisch versorgt werden können, aus dem verschlossenen Gaza-Streifen zu bringen. Mit Ihrer Spende können Sie diese Arbeit genauso unterstützen, wie die politischen Initiativen, die wir gemeinsam mit unseren Kollegen vor Ort und internationalen NGOs gestartet haben, um dieser kriegerischen Eskalation Einhalt zu gebieten. Weitere Informationen dazu unter: [www.medico.de](http://www.medico.de) in dem Jerusalem-Blog von Tsafrir Cohen und den aktuellen Pressemitteilungen. Das Spendenstichwort lautet: **Nahost**.

hinwegtäuschen, dass sie seit 20 Jahren wütend ist. Aus dieser Wut schöpft sie ihre Energie, ihre bewusste Entscheidung, sich außerhalb des israelischen „Wir“ und des israelischen Konsenses zu stellen. Ruchama bezeichnet das als ihre Entscheidung für die „Einsamkeit“. Vor 20 Jahren hat sie die Physicians for Human Rights - Israel gegründet. Sie ist deren Präsidentin, ein Ehrenamt. Immer hat sie als Psychoanalytikerin gearbeitet. Noch heute empfängt sie regelmäßig Patienten.

Ruchamas Sätze sind trocken und scharf: „Die sogenannte Kultur des Dialogs liegt mir fern: Sie geht davon aus, dass man mit Worten und symbolischen Akten über dem Abgrund, den die Besatzung darstellt, einfach schweben kann. Ich beteilige mich prinzipiell nicht an Dialogen, die nicht klar und für alle deutlich die Besatzung bekämpfen. Alles andere nützt nur der Besatzung, weil es die Realität schönredet.“ Palästinensische Freunde hat sie viele, obwohl einige mittlerweile eines natürlichen Todes gestorben sind. Zu den Freunden in Gaza ist es nicht mehr möglich, den Kontakt aufrecht zu erhalten. Seit dem Hamas-Putsch im Sommer 2007 steht der Gazastreifen unter Quarantäne, doch schon seit über fünf Jahren dürfen sich Israelis und Gaza-Bewohner nicht mehr treffen. „Wir leben hier in einer Mittelmeerkultur: Beziehungen über das Telefon am Leben zu erhalten, ohne gemeinsame Mahlzeiten und Besuche zu Hause, ist kaum möglich.“

Gibt es bei allem berechtigten Pessimismus, der ihre Wut nährt, nicht doch Chancen, frage ich sie: die Idee eines Palästinenserstaats wird heute auch vom israelischen Establishment und Teilen der Rechten akzeptiert? Ja, sagt Ruchama, aber sie verfolgen damit ganz andere, langfristige Ziele. Innerhalb des Besatzungssystems seien die Palästinenser jahrelang immer weiter systematisch enteignet und unterdrückt worden. Der Anschein von Staatlichkeit, den das israelische Establishment den Palästinensern nun zubilligen möchte, wolle nichts weiter als diesen Prozess legalisieren. Zugleich entledige man sich so geschickt einer drohenden pa-

lästinensischen Mehrheit, die bei anhaltender Besatzung sehr bald kommen würde. Unterdessen verbreiteten die rechten Kräfte in Israel offener denn je rassistisches Gedankengut. Ruchama hat dafür einen medizinischen Begriff: akute Machtvergiftung, die chronisch geworden ist. Auch die Mitte – inklusive Teile des Friedenslagers – belüge sich selbst über die tatsächlichen Verhältnisse in den besetzten Gebieten. So gelinge es ihr, ihre moderaten, aber tief verwurzelten Vorurteile weiter zu kultivieren. Diese nähmen die Besatzung nicht als historischen und sozioökonomischen Prozess wahr, sondern erklärten die Situation mit einzelnen, in das Bild passenden Ereignissen, bei denen der Andere die eigenen Vorurteile und Selbstgerechtigkeiten zu bestätigen scheint. Dadurch gelten die Palästinenser als ewige Friedensverweigerer, ihre Führung als gewalttätige kriminelle Banden, ihre Religion als unüberwindbares Hindernis für eine gemeinsame Zukunft. So rechtfertigt die israelische Mitte die Verdrängung des Volks, dessen Land sie beerben möchte und dem gegenüber weder Gerechtigkeit, noch Mitgefühl möglich sein können.

Als Psychotherapeutin kann sie in der Lüge und dem Selbstbetrug immerhin noch das Schamgefühl erkennen, das ihnen vorausgeht. Es gibt, das wissen die meisten tief in ihrem Inneren, einen Grund, sich zu schämen. Diese kleine, nicht mehr junge Frau mit der markanten, grau melierten Kurzhaarfrisur und der schnittigen Hornbrille setzt auch in Zukunft auf dieses Schamgefühl. Denn gerade die Physicians for Human Rights sind es, die den in Israel verbreiteten Selbstbetrug und die Schönfärberei mit ihrer Arbeit bloßstellen. Ihre mobilen Kliniken in der Westbank, ihre unausgesetzten juristischen Eingaben zugunsten palästinensischer Patienten, die öffentlich gemacht werden, halten der israelischen Gesellschaft einen unerbittlichen Spiegel vor. ■

Tsafrir Cohen

# Globale Soziale Rechte

Ein fester Kreis aus Umwelt- und Entwicklungsorganisationen sowie aus globalisierungskritischen, gewerkschaftlichen und antirassistischen Initiativen will in öffentlichen Veranstaltungen eine Debatte über die programmatische Bestimmung der „anderen Welt“ auslösen.



globale soziale rechte

In den vielstimmigen Protesten gegen den G8-Gipfel von Heiligendamm meldete sich ein eigenartiges Bündnis erstmals zu Wort, zu dem neben medico international das globalisierungskritische Netzwerk Attac, die antirassistische Initiative kein mensch ist illegal, führende Mitarbeiter der IG-Metall und von Greenpeace und die Menschenrechtsorganisation FIAN gehören. Grund des jedenfalls nicht alltäglichen Zusammentreffens war eine gemeinsame, wenn auch jeweils anders begründete Forderung: die nach Globalen Sozialen Rechten. Aufgegriffen wurde die Forderung aus dem weltweiten Zusammenhang der ganzen globalisierungskritischen Bewegung. Denn in Globalen Sozialen Rechten, das verstanden viele in Heiligendamm und Rostock wie zuvor schon in Seattle und Genua, gewinnt die Losung von der „anderen Welt“, die möglich ist, ihre erste programmatische Bestimmung. Es geht nicht mehr nur darum, die Alternativlosigkeit zum Ist-Zustand der Welt zu bestreiten, sondern um die Beschreibung von Alternativen im globalen Maßstab. Ein großes Rad, das es zu drehen gilt.

## Die Probe aufs Exempel

Was eine Welt der Sozialen Rechte sein wird und wie man sie erkämpft, das will die Initiative herausfinden, indem sie sich zunächst den Streitpunkten und Widersprüchen zuwendet. Sie werden nicht zuletzt in den unterschiedlichen Interessen sichtbar, die die Teilnehmer dieses Kreises selbst verkörpern: zwischen ökologischen und sozialen Interessen oder zwischen dem Recht auf Bewegungsfreiheit und dem Rechtsanspruch auf tarifgerechte Bezahlung. Auf den Veranstaltungen, die die Initiative in verschiedenen Städten organisiert, kommt es immer

wieder zu intensiven Debatten zwischen Gewerkschaftlern und Diskutanten, die die Rechtsansprüche illegalisierter Einwanderer vertreten. Die einen sehen in den Einwanderern eine Gefahr für ihren Rechtsanspruch auf Tariflöhne, die anderen verteidigen eine Überlebensstrategie, die zunächst gar nicht umhinkann, sich auf Dumpinglöhne einzulassen. Sich diese Widersprüche und Interessensunterschiede zu vergegenwärtigen, sie zu diskutieren und nach Möglichkeiten zu suchen, die Widersprüche auszuhalten, ist Sinn der Veranstaltungen. Keiner präsentiert hier fertige Lösungen, aber allen teilnehmenden Gruppen ist klar, dass Lösungen für die anstehenden sozialen und ökologischen Fragen nur noch im globalen Kontext zu denken sind.

Bei diesen Diskussionen geht es aber auch um den Widerspruch zwischen den vielfältigen Rechtsansprüchen der Menschen und der geltenden Rechtspraxis. Damit hat medico eine lange und verwickelte Erfahrung. Denn das Recht aller auf einen weltweit gleichen Zugang zu Gesundheit gibt es als formal fixiertes Recht schon lange. Es ist Teil der sozialen, ökonomischen und kulturellen Menschenrechte, die 1966 in einem Internationalen Pakt offiziell anerkannt wurden. Es ist aber auch die Grundlage der ebenfalls rechtlich verbindlichen „Erklärung von Alma Ata“ von 1978, in deren Präambel es heißt: „Gesundheit ist ein Zustand des vollkommenen körperlichen, geistigen und sozialen Wohlbefindens und nicht nur die Abwesenheit von Krankheit oder Schwäche. Sie ist ein grundlegendes Menschenrecht, dessen Realisierung die Aktivität anderer sozialer und wirtschaftlicher Sektoren in Zusammenarbeit mit dem Gesundheitssektor erfordert.“

Verwirklicht aber ist das Recht auf gleichen Zugang zu Gesundheit nicht – auch wenn die Re-





Fertige Lösungen gibt es nicht, aber die Antworten sind im globalen Kontext zu denken.  
Installation:  
„Sich treffen, um das Konzept zu diskutieren.“,  
Mia Unverzagt,  
2004“

gierungen der Welt in Alma Ata versprochen hatten: „Gesundheit für alle bis zum Jahr 2000“. Für medico ist auch deshalb schon länger klar: Ein Recht hat man nicht schon dann, wenn es einem gegeben wird, sondern erst dann, wenn man es sich selbst aneignet und eine Rechtspraxis erkämpft.

## Die Probe aufs globale Ganze

In der Initiative für Globale Soziale Rechte stößt medico damit auf offene Ohren. Aber die Verwirklichung des globalen Rechts auf gleichen Zugang zu Gesundheit wird nur möglich sein, wenn dafür ein Transfer von Ressourcen aus dem globalen Norden in den globalen Süden erstritten wird. Damit ist hier längst nicht jeder einverstanden, vor allem dann nicht, wenn deutlich wird, dass solche Nord-Süd-Transfers nicht nur in Sachen Gesundheit anstehen, sondern hinsichtlich aller Öffentlichen Güter: Bildung, Verkehr, Wohnen usw. Und doch: Gewerkschaftler ihrerseits wissen längst, dass die Rechte von Lohnabhängigen – ihr eigenster Auftrag – heute kaum noch im Betrieb und kaum mehr im eigenen Land verteidigt und schon gar nicht erweitert werden können, sondern nur entlang der weltumspannenden Produktionsnetze transnationaler Konzerne. Da können Gewerkschaften von globalen Netzwerken wie Attac und kein mensch ist illegal und von medico einiges lernen – und andersherum.

## Zum Beispiel Weltkrankenkassen

Der Widerspruch zwischen Rechtsanspruch und unterschiedlichen Formen seiner Aneignung wird am Beispiel der Sozialversicherung im Gesundheitsbereich deutlich. Dass es heute und hier – noch –

Krankenkassen gibt, verdankt sich auch und vor allem der Gewerkschaftsbewegung, die im 19. Jahrhundert ihren Kampf um das Recht auf Gesundheit auch durch die Gründung eigener Kassen geführt hat. Die Gründung dieser Kassen war eine vorwegnehmende Aneignung dieses Rechts durch die solidarische Aktion formell „rechtloser“ Arbeiterinnen und Arbeiter. Der Druck von unten führte bekanntlich zu den mehr als zweischneidigen Bismarckschen Reformen. In ihrem Zug wurde 1883 die erste gesetzliche Krankenversicherung ins Leben gerufen, als eine Pflichtversicherung, die unterschiedslos allen Arbeiterinnen und Arbeitern freie ärztliche Behandlung, kostenlose Medikamente und Hilfsmittel wie Krücken sowie Krankengeld für mindestens drei Wochen garantierte.

Das diente primär der Herrschaftssicherung und nahm den Gewerkschaften erfolgreich den Wind aus den Segeln. Doch ist zugleich wahr, dass nur auf dem Weg formeller Verrechtlichung wirklich allen zukam, was in solidarischer Widerständigkeit einige sich anzueignen vermochten. Und: Nirgendwo steht geschrieben, dass die gesetzliche Anerkennung „von unten“ eingeforderter und angeeigneter Rechte immer zur Beschwichtigung der Widerständigkeit führen muss. Zumal angesichts des Umstands, dass heutige Reformen noch hinter Bismarck zurückwollen. Wer dagegen das Recht auf gleichen Zugang zu Gesundheit verteidigen will, erfährt sehr bald, dass das jetzt nicht mehr national, sondern nur noch global gelingen kann. Dazu gehören dann, unter anderem, Auseinandersetzungen um Formen globaler solidarischer Versicherungen – und lokale Initiativen, in denen je vor Ort und in vorwegnehmender Aneignung das Recht auf Gesundheit praktiziert wird, wie damals in den Kassen von Gewerkschaften. Wie man sieht: keine einfache Sache, und zudem eine Sache mit vielen Fallstricken.

Die Initiative für Globale Soziale Rechte fängt deshalb mit der freien Aussprache über die verschiedenen und oft widersprüchlichen Erfahrungen ihrer Partner an. In der Mobilisierung gegen den G8-Gipfel fand dazu eine Konferenz in Frankfurt statt, im Juni 2007 dann, inmitten der Blockaden, eine große Diskussion in Heiligendamm. In diesem Frühjahr folgen Veranstaltungen in mehreren Städten, im September wird man sich gemeinsam am Europäischen Sozialforum in Malmö beteiligen. „Fragend schreiten wir voran“, weiß eine andere globalisierungskritische Losung. ■

# Die Freiheit, die wir meinen

Nur wer sich das Recht nimmt, über Grenzen zu gehen, begegnet dem Anderen - aber für manche Menschen sind Grenzen unpassierbar. Wie in Mali eine mutige Zivilgesellschaft versucht, den Bann der Freihandelsglobalisierung zu brechen.

westafrika

**D**ass das Mittelmeer eine tödliche Falle für all jene Lebenshungrigen darstellt, die von den afrikanischen Küsten oft ohne Navigation, Wasser und Nahrung auf dem Seeweg den Sprung nach Europa wagen, ist fast schon ein Gemeinplatz. Wenn der Scirocco im Spätsommer und Herbst an den Pelagischen Inseln die Wellen auftürmt und die Leichen der Ertrunkenen an die Strände der südlichsten Inselgruppe Italiens spült, beginnt das alljährliche Bedauern der Regierungen und Behörden über das große Sterben an der südlichen Front der europäischen Sicherheitsarchitektur. Der Tod im Meer verlangt schnelle Abhilfe, denn „Europa ist kein Ort, sondern eine Idee der Humanität“, wie es Bernard-Henri Lévy einmal formulierte. Aber die Toten im Mittelmeer sind die dunkle Konsequenz des europäischen Zusammenschlusses und eines Globalisierungsversprechens, dass der radikalen Freiheit des Waren- und Güterverkehrs entspringt.

\*

Die Schriftstellerin Aminata Traoré, Sprecherin des „Forum für ein anderes Mali“, bezeichnet die Freihandelsverträge (Economic Partnership Agreements), die die EU zur Zeit mit der westafrikanischen Staatengruppe (ECOWAS) aushandelt, als „Europas Massenvernichtungswaffen“. Wir treffen die „Grande Dame“ der malischen Zivilgesellschaft in Bamako. In ihrem Stadtteil Misra, inmitten der hektischen malischen Hauptstadt, gibt es keine stinkenden offenen Abwasserkanäle und keine Müllberge. Die mit Natursteinen gepflasterten Gassen sind auffällig sauber. Bäume vor den niedrigen Stadthäusern spenden Schatten, kleine Garküchen bieten Essbares an, Kinder spielen und auf den zur Straße hin offenen Veranden treffen sich abends die Anwohner. Die ehemalige malische Kulturministerin und Innenarchitektin leitet nicht nur die Modellsanierung ihres Viertels. Sie führt auch ein malerisches Hotel samt afrikanischem Spezialitätenrestaurant und organisiert in Bamako regelmäßige Intellektuellentreffen nach dem Modell von Porto Alegre.

Europas Umgang mit den afrikanischen Migranten ist für die Mitbegründerin des Weltsozialforums Beweis einer kolonialen Kontinuität, die auf „Entwurzelung und fortwährender Deklassierung“ beruhe: „Afrika ist für Frankreich nichts anderes als eine erweiterte Banlieue.“ Für sie begründet sich die Migration im Freihandel: „Europa schickt uns seine Hühnerbeine, seine Gebrauchtwagen, seine abgelaufenen Medikamente und seine ausgelatschten Schuhe, und weil eure Reste unsere Märkte überschwemmen, gehen unsere Handwerker und Bauern unter.“ Im Gespräch bezeichnet Traoré die Globalisierung als eine „Lüge“, weil der Prozess die Welt in Wirklichkeit „nicht vereint, sondern zerstückt.“ Kaum jemand im wohlhabenden Norden könne sich vorstellen, was das In-Kraft-Treten des Schengen-Abkommens im Jahre 1990 und der damit einhergehende Verlust der Visumfreiheit für viele Bewohner afrikanischer Länder nach Frankreich und England bedeutete: „Wir haben unsere Rettungsweste verloren.“ Denn noch immer leben geschätzte 4 Millionen Malier, mehr als ein Drittel der Gesamtbevölkerung von 11,7 Millionen Menschen, im Ausland, davon eine halbe Million in Europa und den USA.

Die Economic Partnership Agreements (EPAs) sind von der EU geforderte bilaterale Abkommen über Freihandelszonen, die nach dem Scheitern der WTO-Verhandlungen 2003 in Cancún derzeit verhandelt werden. Für die westafrikanische Staatengruppe sind die EPAs verheerend, weil sie die lokalen Produktionen weiter den Profitinteressen westlicher Konzerne ausliefern werden. Das Verbot von Exportrestriktionen schafft in der frankophonen Staatengruppe Westafrikas (ECOWAS) nicht „mehr Markt“, sondern wird die ohnehin beschränkten regionalen Handlungsspielräume weiter verengen und besonders die Agrarwirtschaft treffen. In Mali beispielsweise leben noch immer 70 Prozent der Bevölkerung auf dem Land. Im jüngsten UNDP-Bericht über die menschliche Entwicklung ist das Sahelland, das zu 65 Prozent aus Wüste und Halbwüste besteht, auf Platz 175 von 177 positioniert. Geht es



Zurück ins Niemandsland: Gefesselte subsaharische Migranten bitten um Wasser, während sie von der marokkanischen Polizei mit Bussen in die Sahelzone abgeschoben werden. Foto: dpa

## **Afrika ist für Europa nichts anderes als eine erweiterte Banlieue.**

nach den Wünschen der EU, sollen weder Steuern auf Importe erhoben, noch die lokale Landwirtschaft (von den EU-Agrarsubventionen ist allerdings nicht die Rede) subventioniert werden. Das wird dazu führen, dass die Märkte Malis mit Billiggemüse, Eiern und Fleisch aus dem europäischen agrar-industriellen Komplex überschwemmt werden.

Aber nicht allein die lokale Produktion, speziell die Landwirtschaft, wird kollabieren, sondern auch die öffentliche Infrastruktur. Denn neben den Märkten sollen sämtliche Dienstleistungen und auch die kläglichen Reste des öffentlichen Dienstes, der die IWF-Strukturanpassungsprogramme der 1990er Jahre überlebt hat, europäischen Anbietern geöffnet werden.

Selbst eine von der EU-Kommission finanzierte Studie über die Auswirkungen der EPAs für Mali stellt fest: Würde das Abkommen vollständig umgesetzt, wäre der Effekt ein sofortiger Verlust von 28 Mio. Euro oder gut 1 Prozent des Bruttoinlandsproduktes.

Ihre Verbündeten „für ein anderes Afrika“ jenseits des Freihandels, für das sie leidenschaftlich kämpft, sieht Aminata Traoré in den globalisierungskritischen Bewegungen im Norden. Mit ihnen streitet

sie für die Öffnung der Grenzen: „Die afrikanischen Einwanderer sind keine Feinde Europas, im Gegenteil: Sie glauben an Europa.“ Und als im Herbst 2005 nach dem blutigen Aufstand an den Zäunen vor den spanischen Enklaven Ceuta und Melilla die Flugzeuge mit den Deportierten in Bamako landeten, war sie sofort zur Stelle und gründete mit der Initiative „Retour Travail Dignité“ einen ersten Anlaufpunkt für die Abgeschobenen. Auch heute, mehr als zwei Jahre später, leben noch einige der Betroffenen in Misra, arbeiten in der Stadtteilinitiative, im Hotel Djenné, oder versuchen ihre Erlebnisse künstlerisch zu verarbeiten.

Aber die große Deportation kennt auch andere Formen und Mittel. In der Region des Sahel im Nordosten von Mali liegen am großen Niger die Orte, die fast jeder passiert, der sich aufmacht, den afrikanischen Kontinent zu verlassen: Gao und Kidal. Von dort aus starten die klandestinen Flüchtlingsstrecken durch die menschenfeindliche Sahara, um die versteckten Häfen an der algerischen und libyschen Küste zu erreichen. Auch wenn die Wüsten-Route nur einer der Wege ist, den Kontinent zu verlassen, ist sie doch der Pfad für das Proletariat der illegalen Migration, für diejenigen, die sich kein Schengen-Visum, noch nicht einmal ein schlecht gefälschtes, leisten können. „Ein Boot erreichen nur die Auserwählten“, sagt Mamadou Diakité. Der elo-

quente Mittvierziger versucht mit seiner Hilfsorganisation „Aide Mali“ in Bamako einigen zu helfen, die aus Algerien und Libyen deportiert wurden. Er erzählt von seinen Erlebnissen in der Einöde des malischen Nordostens, von traumatisierten und geschlagenen Flüchtlingen, die von algerischen Grenzen ausgeraubt und bis auf die Unterhose entkleidet mit Lastwagen ins Niemandsland der Sahara gekippt wurden: „Menschen“, sagt Mamadou, „die

beginnt unsere Zone des Todes, in der jeder auf sich allein gestellt ist, um das ‚Eldorado‘ zu erreichen“, sagt der 45-jährige. „Im arabischen Maghreb gilt der schwarzafrikanische Migrant weniger als ein Hund.“ Diakaté spricht ohne jegliche Anklage: „Wir wissen das seit Jahrhunderten“, erklärt er. Trotz der Gefahren, die die Wüstenpassage mit sich bringt, ist für ihn das Recht zu gehen unveräußerlich: „Ich sage allen, was sie erwartet. Die Entscheidung umzukeh-

Entlang der Grenze zu Mali werden Gruppen mit hunderten Migranten von algerischen Grenzpolizisten oftmals ohne Wasser und Nahrungsmittel ausgesetzt. Foto: dpa



## Im arabischen Maghreb ist der schwarzafrikanische Migrant völlig rechtlos.

wirken, als seien sie aus der Erde gekrochen.“ Dann spricht er über die Scham der Zurückgebliebenen, ihre Sprachlosigkeit und Apathie. Allein der Treck durch die Wüste kostet ca. 4.000 Euro. Bei einem regionalen Durchschnittseinkommen von 60.000 CFA (ca. 80 Euro), entspricht dieses Ticket ins vermeintliche Paradies vier Jahren Arbeit. Ganze Familien und Dörfer verschulden sich, um einem ihrer Söhne den Weg zu ermöglichen – in der Hoffnung, alsbald eine Dividende erwarten zu können. Im Sahel leben ganze Landstriche von dem Geld derjenigen, die ausgezogen sind, ihr Glück woanders zu finden. Viele machen Station in Maghnia, der versteckten Kolonie im algerisch-marokkanischen Niemandsland: „Einer Eroberung aus Reifen, Holz und Abfall, in der zeitweilig bis zu 3.000 Migranten in verschiedenen nationalen Gruppen zusammenlebten.“ Dort regiert ein gewählter „Präsident“ mit eigenen Gesetzen und Milizen. „Hinter Maghnia gibt es keinen Schutz mehr. Hier

ren aber liegt bei jedem selbst.“ Ein tiefer Groll ist zu spüren, wenn er über das Verhalten der lokalen Eliten spricht und er greift offen die populistische Befreiungsrhetorik der afrikanischen Führer an, die noch immer nur die weiße Dominanz anklagen, anstatt sich der eigenen Verantwortung für die Nöte ihrer Bevölkerungen zu stellen: „Afrika schiebt die Probleme nur nach Europa.“ Dabei suche doch die EU auch den Dialog, weil die bloße Gefahrenabwehr längst gescheitert sei: „Aber wer sitzt ihnen denn gegenüber?“

Um Kosten und Dialog geht es auch in der Vertretung der Europäischen Union in Bamako. Damit die EU angesichts des Drucks auf die afrikanischen Regierungen nicht ganz so hartherzig dasteht, stellte der EU-Kommissar für Entwicklungshilfe Louis Michel im Februar 2006 ein erstes „EU-Jobcenter“ in Aussicht. Wer eine Chance sieht, mit Stempel und Jobzusicherung nach Europa einzureisen, so das Kalkül, der werde vielleicht von der lebensgefährlichen Fahrt übers Meer absehen. Aber das geplante Startbudget von 40 Mio. EU wurde klammheimlich auf ein dreijähriges Volumen von lediglich 10 Mio. EU aus Restmitteln zusammengestrichen, so eine Mitarbeiterin vor Ort. „Nennen sie

## Hier in der Wartehalle sind wir noch immer die Einzigen, die versuchen, unsere Wegwerfmigranten mit Würde zu empfangen.

es bloß nicht „Job-Center“, berichtigt uns die junge Sachverwalterin sofort, „das hören die europäischen Botschafter hier überhaupt nicht gerne.“ Besonders die deutsche Vertretung lehnt eine solche Arbeitsagentur light rundweg ab, würden damit doch offene Stellen suggeriert, die es in Europa gar nicht gebe. Das erste „europäische Arbeitsamt“ in Afrika ist in Wahrheit nicht mehr als ein sog. „Zentrum für Fragen der Migration“ (CIGEM). Hier sollen Bedarfsstudien erstellt und handverlesene Jugendliche beraten und ein wenig ausgebildet werden. All dies wird weniger ein Angebot für diejenigen sein, die nach Norden drängen, als für solche, die bereits weg waren, sprich: für die aus den EU-Staaten und besonders aus Frankreich wieder Ausgewiesenen.

Ihnen begegnet Keita Mohamadou. Täglich fährt er zum Flughafen von Bamako hinaus und empfängt die meist mit Air-France-Maschinen ausgeflogenen Deportierten. Keita ist Generalsekretär der Association Malienne des Expulsés (AME), die 1996 von Abgeschobenen gegründet wurde, die an der berühmten Besetzung der Kirche Saint Bernard teilgenommen hatten: Ausgangspunkt der Bewegung der Sans Papiers („Papierlosen“). Heute kümmert sich AME auch um Abgeschobene aus dem Maghreb oder aus anderen afrikanischen Staaten, von denen viele an der algerisch-malischen Grenze ankommen und medizinische Hilfe, eine Notunterkunft, Rechtsbeistand oder das Fahrgeld bis in ihren Heimatort benötigen. Keita kennt die Nöte der Angekommenen aus eigener Erfahrung, war er doch selbst 14 Jahre ein Papierloser in Paris. „Viele waren auch in Europa völlig am Ende, lebten in alltäg-

licher Angst auf der Straße oder fristeten ihr Überleben als Tagelöhner.“ Und Frankreichs Humanität? „Wir waren doch nur der Kampfgaul von Sarkozys Wahlkampagne“, lacht er bitter. Auch die eigene Regierung tue nichts: „Hier in der Wartehalle sind wir noch immer die Einzigen, die versuchen, unsere Wegwerfmigranten mit Würde zu empfangen.“

\*

Die Jahrhunderte alte Wanderkultur der malischen Soninké kennt keinen Begriff für „Migration“. In Bambara, einer ihrer Hauptsprachen, welche von ca. 30 Millionen Menschen in zehn Ländern Westafrikas verstanden wird, gibt es allein tama, zu deutsch: „sich auf den Weg machen“. Die Freihandelsglobalisierung im subsaharischen Afrika dekonstruiert nicht nur die bestehenden territorialen Einheiten, sie verflüssigt auch die bisher geltenden Grenzen. Zugleich entsteht ein geschlossener Raum für „überflüssige“ Bevölkerungsgruppen. An der Peripherie der großen technologischen Veränderungen bildet sich eine Zwangsherrschaft heraus, deren einziger Zweck in der Verwaltung von Ausschussbevölkerungen und in der Ausbeutung von Rohstoffen zu liegen scheint. Den individuellen Fluchten aus diesen Elendszonen liegt nicht allein der hunderttausendfache Wunsch nach Sicherheit, Rechten und Glück zugrunde, sondern in den Bewegungen der Migranten selbst scheint, ohne jegliche Romantisierung ihrer Nöte und Verzweiflungen, auch eine erste Spur zurückeroberter Autonomie auf. Denn erst in dem Verlassen des Eingeschlossenseins in Armut und korrupten Machtverhältnissen wird die eigene Zukunft überhaupt wieder entscheidbar. Nach Berechnungen der Weltbank überweisen in Europa und Amerika lebende Afrikaner bis zu 4 Milliarden Dollar jährlich zurück in ihre Heimat. Es ist die mit Abstand größte und direkteste Überlebenshilfe des Kontinents. Noch immer.

Martin Glasenapp



## PROJEKTSTICHWORT

Präsenz am Flughafen, medizinische und juristische Hilfe, ein erstes Dach über dem Kopf: Die Selbsthilfeorganisation der Association Malienne des Expulsés (AME) hilft jenen Unglücklichen schnell und kostenlos, die das europäische Migrationsregime tagtäglich nach Bamako ausfliegt. Aber auch an der algerisch-malischen Grenze, in Kidal und Gao, steht AME den Gestrandeten bei. medico unterstützt AME mit 10.000 Euro Nothilfe. Angeschafft wird u.a. ein Minibus, der die alltägliche Fahrt zum Flughafen erleichtert und zusätzlich als Sammeltaxi weitere dringend benötigten Gelder für die ehrenamtlich arbeitende Organisation einbringen soll. Unser Spendenstichwort lautet: **Migration**.

# Das prekäre Land

Kurdistan im Irak: Ein Rückblick auf die medico-Arbeit seit 1991

*Der Krieg der westlichen Alliierten hat die nordirakischen Kurdinnen und Kurden von der Baath-Diktatur befreit. Über anderthalb Jahrzehnte war die kurdische Schutzzone eine selbstverwaltete „Republik der Staatenlosen“, deren strukturelle Probleme des Territoriums bis zum Sturz von Saddam Hussein ungelöst blieben. Auch heute noch ist die Perspektive des neuen Bundeslandes Kurdistan in einem zukünftigen Irak nach der Besetzung ungewiss. Zu Beginn der 1990er Jahre war die kurdische Region angesichts des damaligen Flüchtlingsexodus auch Beispiel einer großen Hilfsaktion und bemerkenswerten Solidarität. Zehntausende von Spenderinnen und Spendern, dazu öffentliche Mittel der Kommunen und Länder ermöglichten ein exemplarisches Projekt des Wiederaufbaus, das von Anfang an auf Selbstverwaltung und Beteiligung der Betroffenen setzte. Unsere Autorin Karin Mlodoch arbeitet seit 1991 in Kurdistan, zu Anfang vor Ort im medico-Büro (wie auch der Fotograf R.Maró), später für den kurdisch-deutschen Verein Haukari.*

## kurdistan

Im April 2008 begeht die kurdische Bevölkerung im Irak den 20. Jahrestag der so genannten Anfal-Operationen. „Al-Anfal“, zu deutsch „die Beute“, ist der Name der achten Sure des Korans. Die Saddam-Regierung nutzte ihn als Losung für ihren Vernichtungskrieg gegen die irakischen Kurden. Die Militäroperationen von Februar bis September 1988 richteten sich gegen kurdische Dörfer und Städte im türkisch-iranisch-irakischen Grenzgebiet und in der Region um Kirkuk. Die Offensive war von langer Hand geplant und offen propagiert als Vergeltung für die „Kollaboration der Kurden mit dem Kriegsgegner Iran“ und als „endgültige Lösung für das kurdische Problem“. Tausende kurdischer Dörfer wurden dem Erdboden gleichgemacht und mehr als 100.000 Männer und junge Frauen (nach kurdischen Angaben bis zu 182.000) verschleppt; von den meisten fehlt bis heute jede Spur. Frauen, Kinder und ältere Menschen wurden monatelang in Gefängnissen und Lagern gefangen gehalten. Hier starben zahlreiche Menschen durch Gewalt und an Hunger und Erschöpfung. Die Überlebenden wurden in so genannte Umsiedlungslager verbracht, befestigte Lagerstädte unter militärischer Kontrolle.

Während viele nach 1991 in die wieder aufgebauten Dörfer zurückkehrten, sind es vor allem Frauen, die ihre Männer und oft ihre gesamte männliche Verwandtschaft während Anfal verloren haben, die bis heute unter prekären ökonomischen und sozialen Verhältnissen in den Umsiedlungslagern leben. Sie sind durch die patriarchal und traditionell

geprägte Gesellschaft besonders eingeschränkt. Sie sind alleinstehend, aber keine Witwen. Sie müssen die Ehre ihrer verschwundenen Männer wahren, aber dennoch für ihren Lebensunterhalt sorgen. Viele verharren seit 20 Jahren in einem permanenten Wartezustand.

Zwar ist seit dem Sturz des Baath-Regimes gewiss, dass die Anfal-Verschwindenen nicht zurückkehren werden. Aber angesichts anhaltender Gewalt und Besatzung im Irak spielt der Prozess der Vergangenheitsaufarbeitung zurzeit nur eine untergeordnete Rolle: Nach wie vor sind nur wenige der mehr als 300 Massengräber im gesamten Irak geöffnet worden. Nach wie vor warten die Anfal-Überlebenden auf Gewissheit, auf Entschädigung, auf gesellschaftliche und politische Anerkennung ihres Leids.



## Die Republik der Staatenlosen – von der Nothilfe zum langfristigen Wiederaufbau

Für medico international war der Beginn des Engagements in Kurdistan-Irak eng mit dem Giftgasangriff auf Halabja und den Anfal-Operationen 1988 verbunden. 1988 traf medico irakisch-kurdische Flüchtlinge im Iran und begann mit der Förderung medizinischer Hilfe durch die damals gegründete Kurdistan Health Foundation. In Deutschland informierte medico über die Situation der kurdischen Bevölkerung im Irak und die Mitverantwortung deutscher Unternehmen für die Giftgaslieferungen an Saddam Hussein.

Drei Jahre später drängte die kurdische Tragödie mit Macht in die internationale Öffentlichkeit. Im Anschluss an die US-geführte Militärintervention gegen den Irak 1991 hatte sich die kurdi-

sche Bevölkerung gegen das Regime erhoben, wurde aber – von ihren neuen Alliierten erst ermutigt und dann im Stich gelassen – brutal niedergeschlagen. Zwei Millionen Kurden flohen in den Iran und in die Türkei. Die Fernsehbilder gingen um die Welt. Die Vereinten Nationen verhängten ein Flugverbot über der kurdischen Region (und im schiitischen Süden des Irak), die irakische Armee zog sich aus weiten Teilen des kurdischen Gebiets zurück, die Flüchtlinge kehrten zurück. Der erste provisorische Kern einer autonomen kurdischen Region Kurdistan war entstanden.

Im Sommer 1991 begann medico international mit Projekten zur Nothilfe und medizinischen Versorgung der zurückkehrenden Flüchtlinge und – mit Fördermitteln der Bundesregierung – mit Wiederaufbauprogrammen in den zerstörten kurdischen Dörfern an der iranisch-irakischen Grenze. Da es



„Saddam wollte uns zerquetschen“: Ein zurückgekehrter Bewohner der kurdischen Stadt Halabja, Juli 1991. Alle Fotos: R. Maro

kaum lokale Strukturen gab, wurden entgegen der sonstigen medico-Praxis auch deutsche Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen zur Umsetzung der Nothilfemaßnahmen entsandt.

Ich kam im Dezember 1991 zum Team nach Rania, einer Kleinstadt am Rande der Pishder-Region an der iranisch-irakischen Grenze. Im Gepäck hatte ich keineswegs eine klare Solidarität, sondern vor allem ein großes Fragezeichen. In Deutschland hatte ich gegen die US-Intervention im Irak demonstriert. Die irakischen Kurden aber warfen der Antikriegsbewegung vor, die Verbrechen des Baath-Regimes zu ignorieren und begrüßten die Intervention als Chance zur Befreiung.

In der Peshder-Region fanden wir ein Bild totaler Zerstörung vor. Die Dörfer der Region und die Distrikthauptstadt Qaladize waren ein endloses Trümmerfeld. Auf den Ruinen der von Bulldozern zerstörten Häuser lagen die Betondächer von mehrstöckigen Gebäuden, Schulen, Krankenhäusern wie riesige Grabplatten. Auf einigen aus den Trümmern ragenden Mauern stand „HELP“; und in den Ruinen hatten sich die ersten Rückkehrerinnen bei hohem Schnee und Temperaturen bis zu 20 Grad notdürftige Lager errichtet.

Im Kontrast zu diesen Bildern stand die unter den Zurückgekehrten herrschende Hochstimmung: Über die Befreiung von Saddam Hussein,



Mit Skepsis in die Zukunft: Kurdische Rückkehrer in einer Übergangssiedlung, Sulaimania, 1992.



über die endlich erlangte internationale Aufmerksamkeit und die Aussicht auf langfristigen Schutz und eine kurdische Autonomie im Irak. Mitten in den Trümmern wurden neue Häuser errichtet, Schulunterricht fand draußen statt, Verkehrspolizisten nahmen trotz zerstörter Straßen ihre Plätze ein... es wurde gefeiert, geheiratet, gebaut. Im Mai 1992 fanden unter begeisterter Teilnahme der Bevölkerung die ersten demokratischen Wahlen in der kurdischen Region statt – die beiden großen Parteien, die Demokratische Partei Kurdistans und die Patriotische Union Kurdistan, teilten sich die errungene Macht.

Aber die Erwartungen wurden schnell ge-



dämpft: Die kurdische Regionalregierung wurde international nicht anerkannt. Kurdistan wurde nicht vom UN-Embargo gegen den Irak ausgenommen und litt zudem unter einem vom Regime in Bagdad verhängten Lieferstopp. Es gab keine Lohnzahlungen im öffentlichen Dienst, keine Versorgung mit Ersatzteilen, keinen Strom, kein Saatgut. Die Nachbarländer Türkei und Iran destabilisierten die Region durch grenzübergreifende Militäroperationen. Über Jahre war die Region von Versorgung und Kommunikation abgeschnitten und hochgradig abhängig von der internationalen Hilfe. Letztere blieb auf Nothilfe und den Wiederaufbau zerstörter Dörfer beschränkt; langfristige Struktur- und Wirtschaftshilfe war nicht vorgesehen. Der öffentliche Sektor kam zum Erliegen. Uniprofessoren und Ingenieure verdingten sich als Wächter und Köche bei internationalen NROs, die in manchen Regionen mächtiger waren als die örtlichen Bürgermeister. Die Honigtöpfe der Hilfsorganisationen förderten soziale Schieflagen und interne Machtkämpfe.

### Umkämpfte Autonomiehilfe

Fünf Jahre lang förderte medico international den Wiederaufbau der zerstörten Regionen Peshder, Qaradagh und Bawanoor. Über 200 Dörfer wurden instandgesetzt, geschätzte 150.000 Menschen kehrten aus der Flucht zurück. Die durch die Landminen zweier Golfkriege verseuchten Äcker, Obst- und Weingärten, Viehweiden und Berge wurden kartographisch erfasst, erste kurdische Räumungsteams gebildet und die Bevölkerung über die Minengefahr aufgeklärt. Wo immer die eng gefassten Rahmenbedingungen für Nothilfe und Ernährungssicherung es zuließen, förderten wir nicht nur den Bau von Häusern, Straßen und Brunnen, sondern auch den Aufbau lokaler Verwaltungsstrukturen und landwirtschaftlicher Produktion in den zerstörten Gebieten und arbeiteten eng mit der kurdischen Regionalregierung zusammen. Bisweilen unterstützten wir auch für eine Menschenrechtsorganisation ungewöhnliche Projekte wie den Bau von Polizeistationen; denn nur die Präsenz von Sicherheitskräften und Verwaltung konnte die Zurückgekehrten bewegen, sich langfristig in den wieder aufgebauten Gebieten niederzulassen. Der Ansatz hatte Erfolg: Bis heute gilt die Region Qaradagh als positives Beispiel eines gelungenen langfristigen Wiederaufbaus.

Aber medico geriet auch zwischen die Fronten. 1995 scheiterte die kurdische Regionalregierung; die latenten Spannungen zwischen den Regierungsparteien mündeten in einen internen Parteienkrieg. Die kurdische Region war fortan zweigeteilt in ein Einflussgebiet der KDP und eines der PUK. Der Kampf um die Präsenz der Hilfsorga-



Kurdische Jugendliche in der von der irakischen Armee zerstörten Stadt Qala Dizeh, Juli 1991

nisationen in den jeweiligen Gebieten unterminierte den Ansatz, statt Hilfe nach dem Gießkannenprinzip umfassende Aufbauunterstützung in einer Region zu leisten. Zudem erschwerte das gleichzeitige Engagement für die Rechte der Kurden in der Türkei die Zugangs- und Reisewege für die medico-MitarbeiterInnen.

Mitte der 1990er Jahre wurden die Projektbüros in Kurdistan aufgegeben und die gezielte Projektförderung lokaler Partner vor Ort begann. Ich selbst blieb in Kurdistan und gründete mit kurdischen und deutschen KollegInnen den Verein Haukari, der soziale Basisinitiativen in den Bereichen Gesundheit und Frauenförderung unterstützt und Gewaltopfer betreut. Das von uns 1996 gegründete parteiunabhängige Frauenzentrum Khanzad in Sulaimania ist heute eine wichtige Stimme der kurdischen Frauenrechtsbewegung in ihrem Kampf gegen soziale und familiäre Gewalt und für politische Partizipation. Immer wieder gibt es hier Projektkooperationen mit medico international.

## **Bundesland Kurdistan – der Dritte Golfkrieg und der Fall des Despoten**

Im Anschluss an den 11.9. nahmen die USA den Irak erneut ins Visier. Dieses Mal führte 2003 die von den USA und Großbritannien geführte Militärintervention zum Sturz des Baath-Regimes. Wieder standen wir vor der Frage: Wie sollen wir uns positionieren in dem Gemenge verschiedener Perspektiven? Unsere kurdischen Partner begrüßten die US-Intervention. In Deutschland formierten sich breite Antikriegsproteste, dieses Mal im Einklang mit der ablehnenden Haltung der damaligen rot-grünen Bundesregierung gegen die Intervention. Wir wandten uns entschieden gegen den Angriff und die dahinter stehenden Macht- und Wirtschaftsinteressen und warnten vor einer drohenden Eskalation in der Region. Wir wandten uns aber ebenso gegen die Relativierung der irakischen Regierungsverbrechen und die unsägliche Mystifizierung von Terror und Rückzugsgefechten der Baathisten zum „Wider-



stand gegen die Besatzung“ in einigen Teilen der Antikriegsbewegung. medico und Haukari versuchten gemeinsam, die Haltung unserer kurdischen Partner zu vermitteln, und warben bei deutschen Regierungsstellen und Entwicklungsorganisationen dafür, ihre Zurückhaltung aufzugeben und im Irak zivilgesellschaftliche Kräfte und Initiativen zur Aufarbeitung der Vergangenheit zu unterstützen.

In Kurdistan wurde der Sturz des Regimes in Bagdad enthusiastisch gefeiert. Der Bann des Diktators war gebrochen und tatsächlich waren jahrelanges Provisorium und Isolation beendet. In der 2005 verabschiedeten neuen irakischen Verfassung wurde eine weitreichende Autonomie des Bundeslandes Kurdistan festgeschrieben. Der kurdische Parteiführer Talabani wurde irakischer Staatspräsident.

In Kurdistan boomen Wirtschaft und Handel. Es herrscht Vollbeschäftigung, es wird investiert, gebaut, geplant. Aufbauend auf den Erfahrungen aus Jahren provisorischer Autonomie gibt es stabile Verwaltungs-, Regierungs- und Sicherheitsstrukturen und zahlreiche zivilgesellschaftliche Gruppen, eine aktive Frauenbewegung und vielfältige Medien. Aber es regt sich auch zunehmend Unmut über die Parteienherrschaft, Korruption und Misswirtschaft. Und auch in Kurdistan steht die Bedeutung von Anfal und Halabja als Legitimation der Autonomie im Gegensatz zu mangelnder Unterstützung und politischer Anerkennung der

Opfer selbst. Bei der Gedenkfeier zum Giftgasangriff auf Halabja 2006 forderten protestierende Überlebende Versorgung statt offizieller Zeremonien. Während in Kurdistan relative Sicherheit herrscht, werden weite Teile des Irak seit dem Sturz des Re-

gimes von immer neuen Gewaltwellen erschüttert. Anschläge von Terrorgruppen und Milizen und Übergriffe von Besatzungstruppen und irakischen Sicherheitskräften fordern täglich neue Opfer. Angesichts anhaltender Besatzung und Gewalt haben sich die alten Trennungslinien zwischen Gegnern und Anhängern des Baath-Regimes zu einer tiefen Fragmentierung der Gesellschaft entlang religiöser und ethnisch-nationaler Linien verschoben. Die Bildung einer stabilen nationalen Regierung scheint in weiter Ferne. Und keineswegs ist der Status des Bundeslandes Kurdistan langfristig gesichert. Die Autonomiebestrebungen der kurdischen Bevölkerung, ihr Anspruch auf die Stadt Kirkuk, die kürzlich auf regionaler Ebene abgeschlossenen regionalen Erdölförderabkommen mit internationalen Firmen sind zentrale Streitpunkte im nationalen Prozess.

Und auch an anderen Fronten ziehen neue Konflikte auf: In den letzten Monaten flog die türkische Armee Luftangriffe auf Stellungen der kurdischen PKK-Guerilla in den Bergen an der türkisch-irakischen und iranisch-irakischen Grenze. Die im Februar begonnene türkische Bodenoffensive wurde in Kurdistan-Irak als Versuch interpretiert, die kurdische Autonomie zu destabilisieren. Auch wenn Ankara die Truppen zwischenzeitlich zurückgezogen hat, bleibt die kurdische Frage in der Türkei weiterhin vom Militär dominiert.

Bei den jüngsten Luftangriffen wurden auch eine Reihe von Dörfern in der Pishder-Region getroffen: Wohnhäuser, Moscheen und Schulen sind zerstört. Es sind eben jene Dörfer, deren Wiederaufbau medico international 1991 unterstützt hatte. Unsere Hilfe im Konfliktgemenge ist weiter gefordert!

Karin Mlodoch, Haukari e.V. und  
Zentrum Moderner Orient Berlin



## PROJEKTSTICHWORT

Nothilfe, Wiederaufbau, Gesundheit und Autonomie: Auch nach 20 Jahren unterstützt medico seine Partner der Kurdistan Health Foundation (KHF), die mit mobilen Gesundheitsteams weiterhin in abgelegenen Dörfern präsent sind. Aber es geht auch um Rechte, um Aufklärung und Erinnerung des Geschehenen. medico förderte den Haukari-Film „Enfal“ mit Zeitzeugenberichten von Anfal-Überlebenden, und unterstützt Haukari bei seiner sozialen Projektarbeit im Jugendgefängnis von Sulaimania. Jetzt leisten medico und Haukari zusammen mit den Partnerorganisationen Khanzad und der Kurdistan Health Foundation und mit Mitteln des Auswärtigen Amtes Nothilfe für die Flüchtlinge, die aus den von der türkischen Luftwaffe bombardierten Dörfern ins Peshder-Tal geflohen sind und in den Städten Sengaser und Qaladize Zuflucht suchen. Kurdischen und Kurden brauchen wieder Ihre Solidarität. Spendenstichwort: **Kurdistan**



# Der Neue und La Palmerita

Nach 10 Jahren zum ersten Mal wieder in Nicaragua, nun als Projektkoordinator von medico international vor Ort – ein erster Erfahrungsbericht von Dieter Müller

nicaragua

**Was für eine Veränderung, wenn man daran denkt, dass ihr noch vor 3 Jahren unter Plastikplanen gehaut habt.**

**N**ach 10 Jahren komme ich im Januar 2008 zum ersten Mal wieder nach Nicaragua. Aber dieses Mal nicht auf Projektbesuch, sondern um zu bleiben. Ich arbeite nun von Managua aus als Repräsentant von medico international für Zentralamerika. Nach 10 Jahren stelle ich fest, dass sich hier vieles, nicht nur mein Arbeitsgebiet, verändert hat.

Von Frankfurt aus habe ich als medico-Koordinator die nicaraguanischen medico-Projekte, die Wiederansiedlung von Überlebenden des Hurrikan Mitch in El Tanque und die Gemeinwesenarbeit mit ehemals landlosen Plantagenarbeitern in La Palmerita verfolgt. Ich kenne die Erfolge und Schwierigkeiten, aber eben nur aus der Ferne und bislang als Unbeteiligter. In Nicaragua angekommen,

ändert sich das schlagartig. Es gibt für mich keine Schonfrist. Anfang Januar, anlässlich der ersten Koordinationssitzung mit unseren Projektpartnerinnen von der Frauenbewegung MEC (Movimiento de Mujeres María Eléna Cuadra) und den Vertretern aus La Palmerita, geht es gleich zur Sache. Eine Bestandaufnahme steht an. Wie war das vergangene Jahr, wie geht es den Menschen in La Palmerita, wo steht das Projekt? Von Seiten der Palmeriteños werden dabei die negativen Aspekte hervorgehoben. Sie sprechen von Dingen, die fehlen, beklagen Maßnahmen, die in ihren Augen nicht gut gelaufen sind.

Lydia, Lehrerin und Gemeindeaktivistin des Weilers El Terrero 1 bis 4, der unmittelbaren Nachbarn von La Palmerita, arbeitet im Rahmen des

Projekts als Lehrerin für Erwachsenenbildung. Sie nimmt auch an dem Gespräch teil. Sie hat eine ganz andere Wahrnehmung. Und sie kennt das Projekt von Anfang an. Damals, sagt Lydia, habe es in den umliegenden Gemeinden viel Misstrauen gegen die Palmeriteños gegeben. Jeder Vorfall wurde ihnen zur Last gelegt. Man bergwöhnte sie als Fremdkörper. In der Schule, die die Kinder der benachbarten Dörfer gemeinsam besuchen, gab es heftige Auseinandersetzungen. Die Kinder aus La Palmerita wurden als verlauste Bengel beschimpft. Und das sei noch einer der harmloseren Ausdrücke gewesen. Es kam sogar zu Handgreiflichkeiten unter den Kindern. Lydia erinnert die Nachbarn aus Palmerita an die Veränderungen, die inzwischen stattgefunden haben. So gab es ein gemeinsames Schulprojekt, um die Vorurteile zu bearbeiten. In der vergangenen Woche fand ein gemeinsames Kinderfest zur Einweihung des neuen Rancho in La Palmerita statt, bei dem die Kinder zusammen gespielt und getanzt haben. Es sind Freundschaften entstanden, einer aus Terrero ist mit einer Palmeriteña verheiratet. „Wenn ich euch so reden höre, habe ich das Gefühl, dass ihr gar nicht wisst, was ihr inzwischen erreicht habt. Ich kann euch sagen, dass wir manchmal neidisch sind. Ihr habt inzwischen Häuser und Brunnen, ihr habt Zugang zu Krediten für die landwirtschaftliche Produktion, ihr habt Bäume bekommen und vieles mehr. Was für eine Veränderung, wenn man daran denkt, dass ihr noch vor 3 Jahren unter Plastikplanen gehaut habt.“

Dagegen scheinen viele Palmeriteños wie festgefroren in ihrem „Wir-sind-arm-Lamento“. Mich überrascht die Energie, die sie entfalten können, wenn es um Gerüchte und interne Zwistigkeiten geht. Eine Energie, die doch dringend nötig wäre, um eigene Vorhaben zu realisieren.

Wie schwer es vielen in Palmerita fällt, ihre



Maisfeld in La Palmerita: aus ehemaligen Wanderarbeitern wurden Bauern. Foto: medico

## **Der Diskurs der Armutsbekämpfung, propagiert von Entwicklungsbüro- kratien, weckt ein müdes Lächeln, wenn man in La Palmerita steht.**

bisherigen Lebensgewohnheiten zu verlassen, zeigt das Beispiel eines Siedlers, der kürzlich dem Agraringenieur des Projektes mitteilte, dass der ihn nun doch beraten dürfe. Das war seine Begründung: „Ich habe dir ja immer gesagt, dass u mir nicht auf meine

Parzelle kommst. Ja, Mann, aber jetzt habe ich meine Entscheidung geändert. Meine Nachbarn haben mir immer zugeredet, ich solle mir bloß nicht von den Projektleuten reinreden lassen. Aber jetzt sehe ich dich immer wieder auf deren Parzellen. Sie reden ja doch mit dir über den Anbau von Gemüse und lassen sich von dir beraten. Mir sagen sie das eine und machen selbst genau das Gegenteil. Also, du bist herzlich willkommen und ich möchte unbedingt mehr anbauen, um meine Familie voranzubringen, also ich erwarte dich.“ Der Agraringenieur hat

ihm seine Hilfe zugesagt. Er weiß, wie schwierig es ist, die Herzen und die Köpfe der Leute zu erreichen.

Mein Vorgänger Walter Schütz und ich sitzen zusammen und machen uns Gedanken über das verbreitete Frustrationsgefühl in La Palmerita, das sich paart mit Neid auf die Leute, die auf dem besten Weg sind, erfolgreich den Wechsel vom Tagelöhner zum Kleinbauern zu meistern. Was steckt wirklich dahinter? Warum fällt es so schwer, anderen ihren kleinen Erfolg zu gönnen? Walter berichtet mir von seiner Erfahrung. Noch im vergangenen Jahr hatten die MECs und er gemeinsam über die wechselhafte Stimmung nachgedacht. Dabei stellten sie fest, dass es die „Positiven“, die „Angekommenen“ gibt. Sie sind entschlossen, die Mühsal des Umlernens auf sich zu nehmen, sich auf das unbekannte Leben eines Kleinbauern einzulassen. Nun ernten sie die ersten Erfolge, die am Anfang ihres

Weges nicht sichtbar waren. Diese zunächst fehlenden sichtbaren Ergebnisse schienen den „Unentschlossenen“ Argumente zu liefern. Diese sind unsicher, ob sie überhaupt in Palmerita bleiben wollen, würden am liebsten ihren kleinen Besitz verkaufen und wieder auf Wanderarbeit gehen. Es hindert sie die Tatsache, dass sie bislang keine Landtitel besitzen und selbst wenn, erst nach 10 Jahren verkaufen dürfen. Es bleibt Zeit, sie zu beraten und einzubeziehen. Aber so existiert in Palmerita unter den Bewohnern eine große Kluft zwischen unterschiedlichen Interessen. Die einen haben eine langfristige Perspektive für sich und ihre Kinder und Interesse an einem gelingenden Gemeinwesen. Die anderen erhoffen sich, so wie sie es ihr Leben lang gelernt haben, einen kleinen schnellen Vorteil – ein Überleben bis zum nächsten Tag, mehr nicht.

Trotz der Schwierigkeit, die uns schon bei Projektbeginn klar war und die den Erfolg des Projekts nicht berechenbarer macht, haben wir uns nicht nur entschlossen, dies anzugehen, sondern rechnen nun auch mit der finanziellen Förderung des Bundesministeriums für Wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung.

Trotzdem sind die Normvorgaben einer für effizient gehaltenen Projektarbeit nicht immer kompatibel mit den Freiräumen und Zeitspannen, die eigentlich für einen so komplexen Prozess der Gemeindeentwicklung nötig sind. Dieser kann nicht gelingen, indem man stereotyp Erfolgsrezepte aus anderen Zusammenhängen umsetzt. La Palmerita ist nicht El Tanque, auch wenn viele wertvolle Erfahrungen aus El Tanque in die Arbeit einfließen. Wie sagte doch kürzlich ein Vertreter des nicaraguanschen Netzwerks für Salud Comunitaria: „Die Millenniumsziele sind Teil des Fußbodens, sind Ausgangspunkt, aber nie und nimmer das Dach, das Ziel, die Utopie, die es zu erreichen gilt.“ Der Diskurs der Armutsbekämpfung, propagiert von den Entwicklungsbürokratien, weckt ein müdes Lächeln, wenn man in der weiten Ebene hinter dem Momotombo-Vulkan in La Palmerita steht.

Mir wird schnell klar, dass man sich von



## PROJEKTSTICHWORT

Seit Herbst 2006 führt medico international gemeinsam mit nicaraguanischen Partnern das Gemeindeentwicklungsprojekt im nicaraguanischen Palmerita durch. 153 Familien, Saisonarbeiter der Kaffeeernte, die ihre Existenzgrundlage durch die Kaffee-Krise verloren haben, sind die Begünstigten. Die „Jornaleros“ hatten in einem Hungermarsch auf Managua auf ihre extreme Armut aufmerksam gemacht. Nun wollen sie in Palmerita zu Kleinbauern werden. Spenden Sie für diese Arbeit unter dem Stichwort: **Nicaragua**.

dem Lamento nicht beeindruckt lassen darf. Es ist unbedingt nötig, auf die positiven Ansätze zu bauen. Bei der letzten Koordinationssitzung wurde auch der erste abgeschlossene Agrarzyklus ausgewertet. Siehe da, plötzlich stellten die Versammelten fest, dass sich das Ergebnis sehen lassen kann. Trotz der über 50 Tage Regen, der die Sorgho-Ernte fast zerstört hätte. Vielen Familien ist es gelungen, sich ein kleines Einkommen durch den Gemüseanbau zu verschaffen, der dank der Wasserbrunnen mit den Seilpumpen, finanziert von der Stiftung „Wasser für die Welt“, deutlich verbessert werden konnte. Pablo schwärmt von seinem Jamaica-Tee-Anbau, den er erweitern will, weil die Preise gut sind und eine Nachfrage für den Export besteht.

Ich lerne aber auch sehr schnell, dass man sich nichts vormachen darf, dass noch viel zu tun ist, damit die Palmeriteños in Würde leben können und nicht nur gerade mal überleben. Bald werden die Ernteinnahmen oder die Einnahmen jener, die wieder als Saisonarbeiter zur Kaffeeernte in den Nor-

den Nicaraguas gezogen sind, aufgebraucht sein. Doch auch hier gibt es Lichtblicke. Einige der Familien, die als Saisonarbeiter unterwegs waren, haben dieses Mal das Ende des Schuljahres abgewartet und ihre Kinder nicht einfach aus der Schule genommen, wie sonst. Viele sind nun wieder zurück in La Palmerita und ihre Kinder beginnen das neue Schuljahr.

Und wenn bei aller Aufregung Ruhe eingekert ist und man sich eigentlich zurücklehnen könnte und auf einen positiven Verlauf des Ansiedlungsprojektes vertrauen möchte, kommen neue Nachrichten. Zur Abwechslung stehen Ex-Contras auf den Ländereien von Palmerita, reklamieren das Land und beginnen schon, es zu vermessen. Gut, dass wir die Erfahrung von El Tanque haben und wissen, dass dies nur die normalen Widrigkeiten sind, die ein solches Projekt nun mal begleiten. El Tanque ist trotzdem ein sicherer Ort für seine 1.000 Bewohner geworden. Dasselbe wollen wir für Palmerita erreichen.

# Prothesen aus dem Sozialfonds

Auf dem Weg in die Autonomie: In El Salvador arbeiten kriegsbehinderte Techniker erfolgreich in einem selbstverwalteten Betrieb

**W**er durch San Salvador fährt, der wähnt sich mitten in Boomtown. Die mehrspurigen Straßen sind voll gestopft mit den neusten Fahrzeug-Modellen. Schick gekleidete Damen tragen in der Mittagspause Coffee to go spazieren. Am späten Nachmittag treffen sich deren männliche Kollegen in der Sauna des Hotels Alameda und genießen bei Bier und ununterbrochenen Live-Übertragungen der US-amerikanischen Fußball-Liga das Gefühl des Mittendrin-Seins. El Salvador trägt für den Außenstehenden eine Fassade der geordneten Emsigkeit, die die tiefen Brüche und Spaltungen dieses Landes bis zur Unkenntlichkeit verdeckt. An der

Gedenkstätte für die Toten des Bürgerkrieges allerdings erhält die Fassade gefährliche Risse. Auf mehrere hundert Meter Länge zieht sich das Memorial, auf dem die Namen der während des salvadorianischen Bürgerkrieges (1979 – 1991) von der Polizei, den Regierungstruppen und den Todeschwadronen ermordeten und verschleppten Salvadorianer eingraviert sind. 75.000 Namen stehen auf dem Denkmal – nach Jahren und alphabetisch geordnet. Der Feierabend-Verkehr tost vorbei. Hier aber herrscht Totenstille.

Leonides Argueta war ein Kämpfer in diesem Krieg. Er hat überlebt – aber wie? Durch eine

## Wir sind aus den Schulden raus. Nun wollen wir positive Abschlüsse erreichen.

Minenexplosion ist er so schwer verletzt worden, dass er heute im Rollstuhl sitzt. Argueta ist ein ruhiger besonnener Mann, der wenig lacht. Er stammt aus einer Bauernfamilie. Als Guerillero kann man ihn sich nicht vorstellen. „Ich hatte damals die Wahl zwischen der Nationalgarde und der Guerilla. So oder so ging's ums Sterben. Da war es doch besser für die Freiheit ums Leben zu kommen.“ Heute ist Argueta der Direktor der salvadorianischen Prothesen-Werkstatt „PODES“. PODES steht eigentlich für den „Förderverein zur Organisation der Versehrten in El Salvador“. Doch der Titel hat sich längst verselbstständigt. PODES bedeutet auf Spanisch soviel wie „du kannst“ – ein symbolischer Name für eine Organisation wie diese. Denn hier arbeiten nur kriegsversehrte Guerillakämpfer wie Argueta. Alle Bauernkinder aus den damaligen Kriegszonen El Salvadors, die meisten verletzt durch Minen. Das vertrackte Schicksal hat ihnen ein paradoxes Leben beschert. Sie sind kriegsverwundet und traumatisiert durch die langen Jahre des Kampfes, an dessen Ende die Guerilla benachteiligt und die Verbrechen, die zu 85 Prozent von den Regierungstruppen begangen wurden, mehrfach generalamnestiert wurden. Nichtsdestotrotz sind sie heute für salvadorianische Verhältnisse gemachte Leute. Behindertengerechte Kleinwagen im Hof sind ein Zeichen von Prosperität der Beschäftigten. 8 behinderte Prothesentechniker und 5 Verwaltungsfachleute produzieren Prothesen, Orthesen und Komponenten auf internationalem Niveau.

Für medico ist PODES eine exemplarische Projekt-Erfolgsgeschichte, die gemeinsam mit den Ex-Guerilleros vor 14 Jahren begonnen wurde. Das sah allerdings lange ganz anders aus. Nachdem ausländische Geber ihr Geld einige Jahre nach Kriegsschluss aus El Salvador abzogen, stand PODES fast vor dem Aus. Ein aufgeblähter Verwaltungsapparat und die Angst demotivierter Mitarbeiter vor dem Schritt in die Selbstständigkeit bedrohten die Existenz des selbstverwalteten Unternehmens.

Leonides Argueta denkt heute mit einem Schmunzeln an die nervtötenden Sitzungen mit dem damaligen medico-Projektkoordinator Walter Schütz zurück. Nach tagelangen Debatten verständigte man sich schließlich darauf, die medico-Projektunterstützung zu verändern: Ab sofort zahlte medico nur noch in einen eigens eingerichteten Sozialfonds ein und leistete keine direkte Finanzhilfe mehr an PODES. Aus dem Sozialfonds können sich bis heute mittellose Patienten eine Prothese finanzieren

lassen. Sie werden so in den Stand autonomer Patienten versetzt, die entsprechende Qualitätsforderungen an PODES richten können. Diese Umstellung hatte weitreichende Folgen. PODES ist wieder ausgerichtet am Wohlergehen der Patienten, was auch die Bedeutung der Kollegen erhöhte, die direkt mit den Patienten arbeiten. Heute gewinnt PODES Ausschreibungen der Sozialversicherung für die Anfertigung von Prothesen etwa bei Betriebs- oder Autounfällen. Damit ist eine neue Einkommensquelle gesichert.

„Wir sind aus den Schulden raus“, erzählt Leonidas Argueta. „Nun wollen wir positive Abschlüsse erreichen.“ Der Gewinn wird aber nicht wie in einer privaten Werkstatt an die Besitzer ausgeschüttet. Ein ehrenamtlicher Vereinsvorstand wacht über dessen Verwendung. Raul Mijango, ein bekannter ehemaliger Guerilla-Kommandant, ist ein Vorstandsvorsitzender von PODES, der klare Prioritäten hat. Erst, sagt Mijango, müsse die Ausrüstung erneuert werden, dann werde aber auch PODES einen Teil seiner Gewinne in den Sozialfonds abführen.

Für Mijango ist der Sozialfonds eine wegweisende Idee, die er für die Versorgung aller Behinderten durchsetzen möchte. „Der Staat“, so Mijango, „interessiert sich hier überhaupt nicht für die Belange der Behinderten.“ Die seien gerade noch gut, um einmal im Jahr als Objekte der Wohltätigkeit in einer Spendengala des Fernsehens bedacht zu werden. Mit der Idee des Sozialfonds will Mijango der Forderung nach einer öffentlichen Gesundheitsstruktur wieder Nachdruck verleihen. So bekommt die Arbeit von PODES auch eine politische Dimension.

Katja Maurer

Qualitätsprothese von PODES. Foto: medico



## PROJEKTSTICHWORT

medico international unterstützt den Sozialfonds von PODES jährlich mit etwa 20.000 Dollar. Davon können etwa 50 Behinderte ihre Prothesen kaufen oder erneuern. Hilfe zur Selbsthilfe und ein Beispiel solidarischer Versicherung. Sie können es unterstützen unter dem Stichwort: **El Salvador**.

# Neue „Blutdiamanten“

Unruhen in der Diamantenregion Kono. Von Alexander Göbel

*Die Zeiten sind vorbei, als in den 1990er Jahren Rebellen der Revolutionary United Front (RUF) die Diamantenfelder in der Provinz Kono rund um die Provinzhauptstadt Koidu besetzten, um mit den edlen Steinen Waffen zu kaufen und den Kampf gegen die Regierung und die Bevölkerung aufzunehmen - der Film „Blood Diamond“ hat diesen vielleicht brutalsten aller Konflikte seit dem Zweiten Weltkrieg massenwirksam zum Thema gemacht. Seit sechs Jahren herrscht Frieden in Sierra Leone. Doch die Geschichte der „Blutdiamanten“ ist nicht vorbei – im Gegenteil: Sie bekommt sogar ein neues Kapitel.*

**S**eit mehr als 70 Jahren werden in Kono Diamanten geschürft. Das Schicksal der so genannten „artisanal miners“, die sich mangels anderer Beschäftigungsmöglichkeiten für einen Hungerlohn in den alluvialen (oberirdischen) Minen verdingen, ist bekannt: Eine Schale Reis pro Tag, 2.000 Leones auf die Hand (weniger als 1 US-Dollar), eine geringe Provision auf gefundene Diamanten (wobei die meist libanesischen Händler den Preis festsetzen und der Schürfer oft den Wert des Diamanten nicht kennt). Die Situation der meist jungen „Arbeitsklaven“ in den informellen Minen in Kono gilt Experten als eine Zeitbombe. Ausbeutung und Perspektivlosigkeit gehen Hand in Hand.

Doch offenbar sind weniger die kleinen Händler als die großen Konzerne verantwortlich dafür, dass die tragische Geschichte der „Konfliktdiamanten“ in Sierra Leone weitergeht. Im Jahr 2008 wird besonders deutlich, dass Gewinnmaximierung keineswegs mit Verantwortung für die regionale Entwicklung einhergeht. Schlimmer noch: Bei der Diamantenförderung im großen Stil werden nachhaltige Schäden für die Bevölkerung und die Umwelt billigend in Kauf genommen. Beispiel: Koidu Holdings Ltd., die größte private Diamantenfirma in Sierra Leone - die einzige, die „kimberlite mining“ betreibt, also die Förderung unterirdischer Diamanten durch Sprengungen.

„Mitten im Konzessionsgebiet leben Menschen, seit mehr als 60 Jahren“, erklärt Patrick Tongu, District Manager des medico-Partners Network Movement for Justice and Development (NMJD) in Kono. „Wegen der fast täglich stattfindenden Sprengungen müssten eigentlich fast 390

Haushalte umgesiedelt und für sie neue Häuser gebaut werden. Doch seit fünf Jahren hat Koidu Holdings nur 70 Häuser gebaut, die meisten davon sind nicht fertig, und es gibt dort auch bis heute keinen funktionierenden Trinkwasserbrunnen.“ Außerdem würden durch die mehrmals wöchentlich stattfindenden Sprengungen immer wieder Häuser und Kleingärten zerstört, so Patrick Tongu. Riesige umherfliegende Gesteinsbrocken gefährdeten die Lebensgrundlage der Farmer. Anwohner würden zu spät oder gar nicht über bevorstehende Sprengungen informiert.

Dass die Spannungen um den privatisierten teuren Rohstoff eine neue, blutige Dimension bekommen haben, zeigen die Ereignisse des 13. Dezember 2007: Als eine Gruppe von Anwohnern der Mine am Haupttor von Koidu Holdings friedlich gegen die Sprengungen und deren Folgen protestierte, ging die Polizei mit Tränengas gegen die Demonstranten vor und schoss nach Zeugenaussagen kurz darauf ohne Vorwarnung scharf – nach offiziellen Angaben wurden zwei Anwohner getötet, ein kanadischer AP-Journalist, der vor Ort war, spricht von drei Toten. Die genaue Zahl der Verletzten ist unbekannt, sie wird auf 100 geschätzt.

Was war geschehen? Mitglieder der „Affected Property Owners Association“ im Tankoro Chiefdom hatten sich den Umsiedlungsplänen von Koidu Holdings verweigert und dem Konzern eine Frist von 21 Tagen gesetzt, um eine bessere Lösung für die betroffenen Anwohner zu finden. Nachdem auch am 20. Tag (dem 13. Dezember) keine Reaktion von Koidu Holdings kam, sondern nur eine erneute Sprengung gemeldet wurde, begann ein friedlicher Sitzstreik mit den genannten verheerenden Folgen.

## Staatliche Polizisten als Privatarmee

Besonders bedenklich findet Patrick Tongu vom NMJD die Tatsache, dass bei der Schießerei Polizisten der staatlichen Polizei im Dienst von Koidu Holdings standen und auch vom Konzern bezahlt wurden (mit 400.000 Leones pro Person, das entspricht etwa dem vier- bis fünffachen Lohn eines durchschnittlichen Polizeibeamten):

„Die vornehmliche Aufgabe der Polizei sollte es doch sein, das Leben der Bevölkerung zu schützen“, so Patrick Tongu. „Außerdem haben wir





Für oft nicht mehr als eine Schale Reis am Tag: Diamantenschürfer in Kono, Sierra Leone.  
Foto: medico

herausgefunden, dass auf diesem Wege Waffen in die Hände der privaten Sicherheitsdienste gelangen. Der Staat rüstet also die Sicherheitskräfte von Koidu Holdings aus, gegen die Bevölkerung!"

Der ganze Vorgang hat nach Ansicht des Network Movement for Justice and Development Konsequenzen für die Definition von Diamanten aus Sierra Leone als bloße Konfliktdiamanten: „Dies ist ein sehr schwer wiegender Konflikt“, so Tongu weiter, „er betrifft mehr als 5.000 Menschen direkt, und er unterscheidet sich vom Streit um andere Konzessionen dadurch, dass der Lebensraum der Menschen zerstört wird, dass Menschen dabei getötet werden, und dass der Profit im wahrsten Sinne über Leichen geht. Ich würde die hier geförderten Diamanten daher nicht so harmlos als Konfliktdiamanten bezeichnen. Wir müssen hier ganz klar von Blutdiamanten sprechen.“

### **Blutdiamanten neuen Typs**

Hier schließt sich der Kreis der Geschichte. Schließlich ist Koidu Holdings eine altbekannte Firma mit Wurzeln im sierra-leonischen Bürgerkrieg von 1991 bis 2002. Denn die riesige Konzession von Koidu Holdings zwischen der Provinzhauptstadt Koidu und den Tongo Fields ist im Grunde die, die eine Firma namens Branch Energy 1996 erhalten hatte, nachdem südafrikanische Söldner der „Militärberater“

von Executive Outcomes die RUF-Rebellen aus den Diamantenfeldern vertrieben hatten.

Koidu Holdings gibt sich den Anstrich einer sozial engagierten Firma. Dort, am Hauptort der zentralen Mine, wo es noch im Dezember Tote und Verletzte gegeben hatte, steht heute ein großes Firmenschild mit dem Slogan: „Investment, Development and Growth in Sierra Leone’s Mineral Resources for a Better Future“. Das sei zynisch, meint Patrick Tongu. Koidu Holdings bringe weder Entwicklung noch Wachstum, sondern nur Zerstörung.

## **PROJEKTSTICHWORT**

Das sierra-leonische Netzwerk für Gerechtigkeit und Entwicklung hat bereits während des Bürgerkrieges in den umkämpften Regionen Sierra Leones, darunter auch in dem beschriebenen Kono-Distrikt, begonnen, unabhängige zivilgesellschaftliche Bewegungen für den Frieden zu initiieren. NMJD war eine der ersten unabhängigen Organisationen in Afrika, die sich mit den Folgen des Handels mit Diamanten und mit anderen Rohstoffen für die Konflikte im eigenen Land auseinandersetzen. Seit dem Jahr 2000 betreibt das Netzwerk Aktionen unter dem Titel „Für gerechte Minenprogramme“, mit denen es sich dafür einsetzt, dass die Erlöse aus den Rohstoffen der regionalen Bevölkerung zugute kommen. Das Spenden-Stichwort für dieses Netzwerk lautet: **Sierra Leone**.

Südafrika

## Preis der Erinnerung

projekte – projektionen

**D**er Saal zur Verleihung des „To Do! Preis für sozial verantwortlichen Tourismus“ ist an diesem 7. März in Berlin voll besetzt. Das Direct Action Centre for Peace and Memory aus Kapstadt erhält diesen beachteten Preis, der im Rahmen der Internationale Tourismusbörse verliehen wird. Yazir Henri, Gründer und Direktor des DACPM blickt in den vollen Saal und sieht doch leere Stühle. Dem langjährigen medico-Partner fehlen seine toten Gefährten des „Umkhonto we Sizwe“, des bewaffneten Flügels des ANC, die im militärischen Kampf gegen das Apartheidregime getötet wurden. Denn ausgezeichnet wird ein Projekt, das aus ehemaligen südafrikanischen Guerillakämpfern besteht.

Die „Touren der Erinnerung“, die das DACPM seit nunmehr 10 Jahren organisiert, verbinden eine historische Analyse der damaligen Unterdrückungsstrukturen mit einer Kritik der anhaltenden Ungleichheit der Post-Apartheidära. Damit setzen die Aktiven auch ein Zeichen gegen die touristischen Townshiptouren, die in ihrer Distanz zu den Bewohnern oft den Charakter eines „Zoo-Effektes“ haben. Zugleich bieten die Touren den ehemaligen Kämpfern einen Weg zurück in das zivile Leben. „Das DACPM arbeitet in übergeordneten, soziokulturellen Themenfeldern und spielt dabei eine äußerst wichtige, wirtschaftliche wie auch identitätsstiftende Rolle“, so der Studienkreis für Tourismus/Entwicklung in seiner Preisbegründung. „Wir überschreiten historische und geographische Gren-



Bewusstes Erinnern:  
Townshiptouren  
entlang  
der Geschichte.  
Foto medico

zen“, sagt Yazir Henri, „aber wir verbinden auch die traumatischen Erfahrungen der Vergangenheit mit der Fortexistenz von Trauma und Gewalt in der Gegenwart. Das gibt uns den sozialen Respekt zurück, und wir können plötzlich sehen, dass wir wieder Geschichte machen.“

**Spendenstichwort: Südafrika**

Irak

## Kosten der Freiheit

**N**ach mehr als einem Jahr konnten die Doctors for Iraq (DFI) ihr Büro in Bagdad wieder öffnen. Mehrmals kam es im letzten Jahr in der Nähe der Zentrale des medico-Partners zu Schusswechseln, Milizen und Regierungstruppen bedrohten die Mitarbeiter. Jetzt aber gibt es einen neuen Repräsentanten und anlässlich des fünften Jahrestages des Kriegsbeginns publizieren die DFI die erste Ausgabe des „Health Check“, ihres eng-

lischsprachigen Newsletters. In Berichten und Interviews, u. a. mit dem irakischen Gesundheitsminister, berichten sie über die Abwanderung von Ärzten, das Gesundheitsdesaster und die Abwesenheit von Entwicklung. Allein 10 Milliarden Dollar wären zur Instandsetzung des Elektrizitätsnetzes nötig. Eine landesweite Gesundheitsversorgung auf Vorkriegsniveau benötigt 16 Milliarden Dollar – eine Summe, die die „Operation Iraqi Freedom“ pro Monat ver-



Dr. Salam Ismael  
Foto: DFI

schlingt. Auch der ehemalige Weltbanker Joseph Stiglitz legte anlässlich des 5. Jahrestages des Irak-Krieges fulminante Zahlen vor: So verbrennt die Besatzung dreimal mehr Geld als zu Beginn angenommen. Nach den Schätzungen des Nobelpreisträgers kostete der Irak-Krieg bisher allein die USA drei Billionen Dollar, den Rest der Welt – inklu-

sive Kriegspartner Großbritannien – noch einmal so viel. Zusammen also sechs Billionen Dollar. Was mit so viel Geld machbar wäre? Eine jüngste UN-Studie errechnete, dass 1 Billion Dollar ausreichen, um eine wirksame Kappung der globalen CO2-Emissionen zu bewirken, sprich: das Klima zu retten. Stiglitz klingt fast bescheiden: „Die Hälfte der gesamten Kriegskosten würde das Sozialsystem der USA für die nächsten 75 Jahre auf eine stabile Basis stellen.“ Die irakische Zukunft ist offen: Im November wird in den USA gewählt – und der Republikaner McCain will in Bagdad bleiben. Die unerschrockenen Doctors for Iraq brauchen weiter Ihre Solidarität. Den Newsletter finden Sie auf unserer Website.

**Spendenstichwort: Irak**

Sri Lanka

## Versammlung der Mutigen

Flüchtlingslager in Batticaloa. Foto: medico

**H**offnung in Zeiten des Krieges: Unsere Menschenrechtsarbeit in Folge der Tsunami-Hilfe zeigt in Sri Lanka erste Wirkung. Im Rahmen des Bündnisses „Entwicklung hilft“ (Brot für die Welt, Deutsche Welthungerhilfe, Misereor, terre des hommes und medico) trafen wir uns in Den Haag mit Menschenrechtlern aus dem tamilischen Norden und singhalesischen Süden Sri Lankas.

Thema war der Krieg bzw. die Chancen einer humanitären Initiative von unten, die zumindest die anhaltenden Menschenrechtsverbrechen dokumentieren will. Kein leichtes Unterfangen angesichts der aktuellen militärischen Zuspitzung: Colombo bombardiert die Rebellen-Stützpunkte, Tausende von Tamilen sind auf der Flucht, Anschläge erschüttern die Kapitale. Die Regierung in Sri Lanka setzt im Fahrtwind des globalen „Kriegs gegen den Terror“ auf die militärische Auslöschung des tamilischen Widerstands. Dagegen verabschiedeten die mutigen Menschenrechtler in Den Haag folgende zentrale Arbeitsaufträge: Gemeinsame lokale Dokumentationen der



Menschenrechtslage, eine enge Kooperation in Sachen Opfer- und Zeugenschutz und die gemeinsame internationale Lobbyarbeit bei der UN-Menschenrechtskommission in Genf. Das nächste Treffen findet im Herbst in Stuttgart statt. medico bleibt an der Seite derer, die sich auch in Sri Lanka nicht der militärischen Logik beugen - mit Ihrer Hilfe!

**Spendenstichwort: Sri Lanka**

Die Anfangsjahre der Hilfe: Zu Beginn der 1970 Jahre werden noch Pharmaspenden in die Dritte Welt geflogen. Foto: medico



**1968-20**

*Geschichte zu verstehen, heißt nicht, sich gemütlich zurückzulehnen und die Ereignisse nur noch einmal Revue passieren zu lassen. Stattdessen gilt es, an jene Mühen und Brüche zu erinnern, in denen neben den Zeitumständen auch die auf Veränderung gerichteten Anstrengungen zum Ausdruck kommen. Erkennbar wird dabei, dass die Schrecken der Welt kein vorübergehendes Ereignis darstellen. Gerade mit Blick auf die globale Gesundheit wird deutlich, wie aktuell das Drängen auf eine andere Welt, die Suche nach Alternativen, noch immer ist.*

*Den 40. Jahrestag von medico international wollen wir zum Anlass nehmen, um in vier Folgen der eigenen Geschichte, den eigenen Mühen und Brüchen nachzuspüren.*

# 08 Hilfe im Handgemenge

## 40 Jahre Solidarität und Kritik

### I. Die Anfänge 1968 - 1978

#### Biafra und Vietnam

medico international wurde im Mai 68 gegründet. Es war die Zeit des Aufbruchs, der sich auch an den verheerenden Kriegen in Vietnam und Biafra entzündete. Das Ungeheuerliche schien damals noch nicht das Normale. Erstmals übertrug das Fernsehen die Bilder von ausgemergelten Kindern und fernen Kriegsgräueln allabendlich in die Wohnzimmer. Die vermeintliche Nähe der Schrecken empörte und verlangte nach Einspruch auch im eigenen Land. Studenten, Schüler, Gewerkschafter, besorgte Bürgerinnen und Bürger gingen auf die Straße, forderten ein Ende des Krieges und entwickelten neue Formen praktischer Solidarität.

medico, das im Gründungsjahr noch „action medico“ hieß, begann mit dem Sammeln von

Ärztetypen und Medikamenten. Die Resonanz auf den Appell der Gruppe um die engagierte Stadtteilpolitikerin Odina Bott war groß. Der Abstellraum, den eine Frankfurter Kirche der Initiative zur Verfügung gestellt hatte, reichte bald nicht mehr aus. Ärzte und Medizinstudenten mussten hinzugezogen werden, um die gesammelten Arzneimittel zu sortieren. In einem Studentenwohnheim fanden sich neue Lagerräume, und auf den legendären Vollversammlungen an der Frankfurter Universität machten schließlich Kartons die Runde, um das für den Transport der Hilfsgüter notwendige Geld zu sammeln. Im August 68 konnte die erste größere Sendung mit Medikamenten im Wert von 37.000 DM nach Biafra geflogen werden.

Der Erfolg verlangte nach Verstärkung. Eine Satzung wurde ausgearbeitet, der Verein im Re-

gister des Amtsgerichts eingetragen, im Stadtteil Bonames eine Geschäftsstelle eingerichtet und mit Pressekampagnen und Wurfzettelaktionen fortan systematisch für medico geworben. Ärztemuster zu sammeln, um sie hilfsbedürftigen Menschen zur Verfügung zu stellen: das schien von hoher Plausibilität. Im Januar 1969 konnten weitere 11 Tonnen Hilfsgüter in einem gecharterten Flugzeug nach Bifra gebracht werden. Der Gesamtwert der Sendungen im ersten Jahr betrug (gemessen an den Apothekenpreisen) etwa 3 Millionen DM.

## Im Einsatz

Aus dem spontanen Impuls zu helfen entstand die Idee, eine Hilfsorganisation zu gründen. Immer nur Sammeln, Sortieren und Verpacken von Medikamenten: Die inzwischen auf 6 Personen angewachsene Arbeiterschaft wollte mehr. Schnelle und unbürokratische Einsätze in Katastrophensituationen waren der Schwerpunkt der Aktivitäten in den Folgejahren. Die Baracke an der Homburger Landstrasse, die die Stadt Frankfurt dem Verein 1970 überlassen hatte, verwandelte sich in ein Einsatzzentrum mit Funkanlagen und einer ständigen Verbindung zum Katastrophenstab des Bundesinnenministeriums. Die Geschäftsführung nannte sich ab sofort „Einsatzleitung“, und ein kompletter „Katastrophenhilfszug mit Feldlazarett, Ambulanzwagen, Helfern und Ärzten“ konnte „im Ernstfall jederzeit abgerufen werden, um an jedem Ort in der Welt in kürzester Zeit wirksame Hilfe zu leisten.“ Stolz berichteten die Informationsschriften von personellen Einsätzen nach Erdbeben und Überschwemmungskatastrophen. 1970 war medico „als erste deutsche Gruppe zur Stelle“, um den Opfern eines Erdbebens in Peru zur Seite zu stehen.

Der Fahrzeugpark, der medico in diesen Jahren zur Verfügung stand, nahm schnell einen beachtlichen Umfang an. Da die Krankenwagen nicht

ständig im Ausland gebraucht wurden, fuhren medico-Mitarbeiter in Kooperation mit dem Arbeiter-Samariter-Bund (ASB) regelmäßig auch auf deutschen Autobahnen Einsätze in der Unfallrettung. Und man half bei der Behindertenbetreuung, organisierte Altkleidersammlungen, probte auf einer Frankfurter Wiese den Notfall und sammelte auch weiterhin Medikamente, um sie so unterschiedlichen Empfängern zukommen zu lassen, wie kirchlichen Krankenhausaerzten auf Madagaskar und der angolanischen Befreiungsbewegung MPLA.

Die Betriebsamkeit, die während der ersten Jahre den Verein beherrschte, war gewiss von guten Absichten geleitet, aber auch ein wenig zu einem Selbstzweck geworden.

## Von der Katastrophen- zur Befreiungshilfe

Das kritische Überdenken der eigenen Praxis blieb nicht aus. Mit einer neuen Geschäftsführung, die 1971 ihre Arbeit aufnahm, geriet der politische Kontext des Helfens wieder in den Blick.

Einer der Ärzte, der in diesem Jahr mit medico im Ausland im Einsatz war, ist der Frankfurter Mathis Bromberger: „1971 fuhr ich mit einem kleinen medico-Team nach Kalkutta, um Flüchtlingen aus dem Unabhängigkeitskrieg mit ärztlicher Hilfe zur Seite zu stehen. Unser Einsatz war absolut notwendig. In den Lagern, die der Monsun-Regen in reine Seenlandschaften verwandelt hatte, grassierte die Cholera. Wir konnten vielen Menschen helfen und deren Leiden lindern. Doch als wir wieder weggingen, ließen wir die Menschen in ihrem Elend zurück. Um Krisen dauerhaft zu überwinden, reicht es nicht, nur ihre humanitären Auswirkungen zu behandeln. Eine Hilfe, die von außen einfällt, kann am Ende sogar noch die Selbstheilungskräfte der Leute beeinträchtigen.“

Es waren solche Erfahrungen, die zur Revision des Ansatzes führten. Nicht das punktuelle



Auch mal mit Blaulicht zum Flughafen: Der medico-Fahrzeugpark für Katastrophenhilfe Anfang 1970. Foto: medico

Abmildern von Not sollte das Ziel sein, sondern das Zurückdrängen von Abhängigkeit, die Förderung von Eigenständigkeit. Mit Kurzeiteinsätzen von Ärzten und auf kurative Angebote beschränkter Hilfe war und ist das nicht zu erreichen. medico entschloss sich, künftig verstärkt auf die Unterstützung lokaler Gesundheitsinitiativen zu setzen und auf politischer Ebene gegen die krankmachenden Lebensumstände anzukämpfen.

Anfang 1973, als nach über 30 Jahren der Krieg in Vietnam mit dem Waffenstillstandsabkommen faktisch zu Ende gegangen war, rief medico zur entschlossenen Wiederaufbauhilfe auf. Das Ziel war die Förderung einer „freien, selbstbestimmten Lebensgestaltung (...). Menschen, die zu Opfern von Interessensgegensätzen in der Welt geworden sind, haben Anspruch auf eine menschenwürdige Zukunft“. Der Weg von der Katastrophenhilfe zur Unterstützung langfristiger Projekte war gefunden.

### Langfristige Projekte

Im medico-Info 73 wurde erstmals Kritik an der Politik der Bundesregierung laut, die nur zögerlich Kapazitäten für den Transport eines 100-Betten-Feldlazarettes nach Haiphong in Nordvietnam zur Verfügung stellen wollte. Das gleiche Heft problematisierte Medikamentensammlungen als „Wohlstandsmüll“. Aber noch immer warb die pharmazeutische Industrie, die umfangreiche Sachspenden leistete, mit ganzseitigen Anzeigen in den medico-Publikationen. Dahomey, Brasilien, Jemen, Pakistan, so die Namen einiger der Länder, in denen medico zu dieser Zeit tätig war.

Auf eine Dürrekatastrophe im afrikanischen Sahel, die 1973 Schlagzeilen machte, reagierte medico – nach umfangreicher Soforthilfe – mit der Ausarbeitung eines Vorhabens, das an den strukturellen Ursachen der Katastrophe anknüpfen sollte. Hochoffiziell wurde mit der Regierung von

Mali ein Vertrag geschlossen, der die „Errichtung eines sozial-medizinischen Komplexes“ in N'Gouma in der Region von Mopti vorsah. Endlich das Projekt, das zwar dem Stand der damaligen entwicklungspolitischen Debatte entsprach, aber allen Anstrengungen zum Trotz dennoch niemals fertig gestellt werden konnte. Zu groß war das Vorhaben für die noch kleine Organisation, und zu wenig wurden die sozialen, politischen und kulturellen Umstände berücksichtigt, die einem Gelingen entgegenstanden.

Nicht zuletzt die Erfahrungen mit dem Mali-Projekt verstärkten schließlich jenen basismedizinischen Ansatz, der in der Arbeit von medico längst angelegt war. Entwicklung, so dessen zentrale Überlegung, kann niemals von oben übergestülpt werden, sondern muss von unten kommen. Jedes Projekt, jede noch so kleine Hilfe muss daran gemessen werden, ob sie wirklich auf Befreiung aus Not und Elend drängt oder am Ende nur dem Prestige lokaler Eliten und damit der Aufrechterhaltung ungerechter Machtstrukturen dient. Solidarischer Beistand bedeutet parteiliches Engagement auf Seiten sozial Marginalisierter, die entschlossene Unterstützung von Menschen und deren Initiativen, die für die Durchsetzung ihrer sozialen, wirtschaftlichen, kulturellen und politischen Rechte eintreten.

### Schritte aus der Abhängigkeit

Hilfe, die auf Befreiung drängt, ist auch Hilfe an der Seite von Befreiungsbewegungen. Unterstützung erfuhren der palästinensische Rote Halbmond, die Frelimo in Mosambik und – in den Jahren 1975-1978 – vor allem zwei Länder: die ehemalige portugiesische Kolonie Kap Verde, die 1975 ihre Unabhängigkeit erfechten konnte, und die Westsahara.

Unter Verletzung der Dekolonisationsbeschlüsse der UN okkupierte Marokko 1975 die frühere spanische Kolonie Westsahara und trieb die



dortige Bevölkerung, die Sahrauis, in die Flucht. Bis zum heutigen Tag leben die Sahrauis in Lagern in der Unwirtlichkeit einer Stein- und Geröllwüste im Südwesten Algeriens. Getragen von der Solidarität mit dem Kampf um die „Freiheit der Sahara“ half medico zunächst mit umfangreicher Soforthilfe, später mit gezielten Programmen, um den Flüchtlingen trotz ihrer Abhängigkeit von außen ein Höchstmaß an Eigenständigkeit bei der Aufrechterhaltung eines funktionierenden Gesundheitswesens zu ermöglichen. Noch immer harrt der Westsahara-Konflikt einer politischen Lösung, noch immer leben die Sahrauis im Wüstenexil. Die Vertriebenen von damals aber sind längst selbstbewusste Akteure geworden, deren Kinder in Europa und Lateinamerika studiert haben und nun aus den Lagern heraus ihre Netze in die globalisierte Welt knüpfen.

Um den Aufbau eines demokratischen und basisorientierten Gesundheitsdienstes ging es auch in der Unterstützung Kap Verdes. Dabei trat die Idee, mit möglichst großen Mengen an gesammelten Medikamenten zu helfen, mehr und mehr in den Hintergrund. Deutlich wurde, dass nicht „Pillen“ für einen funktionierenden Gesundheitsdienst garantieren, sondern vor allem qualifiziertes einheimisches Personal und Versorgungseinrichtungen, die allen zugänglich sind. Das damalige Konzept: Mobile medizinische Einheiten, so genannte „rollende Arztpra-

xen“, die selbst jene Gebiete noch erreichen konnten, die ehemals kaum versorgt waren. Gleichzeitig ging es um die Ausbildung von lokalen Basisgesundheitspflegern und deren Ausstattung mit minimalem Behandlungsinstrumentarium. Und erstmals setzte sich die Idee um, statt teuren und oftmals unsinnigen „Pharmaschrott in die Dritte Welt“ zu exportieren, vor Ort die lokale Produktion von essentiell notwendigen Arzneimitteln zu fördern. Wenn auch inzwischen privatisiert, stellt die „Pharmamanufaktur Kap Verde“ noch heute Medikamente her und reduziert die Abhängigkeit von teuren Importen.

In diesen Jahren wurde das Selbstverständnis von medico neu gefasst und die Ziele der praktischen Arbeit wurden an der 1978 von der Weltgesundheitsorganisation (WHO) verabschiedeten „Primary Health Care“-Strategie ausgerichtet. Das Sammeln von Medikamenten und Ärztemustern, mit dem alles begonnen hatte, wurde endgültig eingestellt.

Thomas Gebauer

Lesen Sie im nächsten Heft über die Arbeit von medico in den Jahren 79-88: „Hilfe im Handgemenge“.

Solidaritätsschallplatte von action medico 1969

Zurückgeblättert

# Linke Unterwanderung



Ein umstrittener Einsatz von medico-Ärzten in Bangladesh

**J**ubiläen laden dazu ein, auch mal im Pressearchiv zu blättern: Was interessierte eigentlich vor 30 oder 40 Jahren, und was hat sich verändert? Im Jahr 1971, als medico international gerade mal drei Jahre bestand, erschien in der SPD-Zeitung „Vorwärts“ ein Artikel über die prekäre Situation, die in den Lagern der Flüchtlinge aus dem damaligen Ostpakistan herrschte. 7,5 Millionen Menschen waren im Zuge des blutigen Sezessionskrieges in das benachbarte Indien geflohen, bevor sie in das unabhängig gewordene Bangladesh zurückkehren konnten. Um auf die wenig beachtete Krise aufmerksam

zu machen, versammelte George Harrison im August 1971 Musiker aus aller Welt zum legendären „Concert for Bangladesh“ im New Yorker Madison Square Garden. Zur selben Zeit bemühte sich ein medico-Ärzteteam in den Lagern bei Kalkutta um die Versorgung der Flüchtlinge. Hier ein Auszug aus dem damaligen „Vorwärts“:

*Die Unterernährung macht anfällig für Krankheiten, der durch Proteinmangel geschwächte Körper kann keine Abwehrkräfte mehr mobilisieren. Eine Erkältung, die unter anderen Umständen in wenigen Tagen auskuriert wäre, kann hier tödliche Folgen haben. Ein deutscher Arzt von der*





Mit eigenen Ärzten im Katastrophengebiet: Der langjährige medico-Mitstreiter Mathis Bromberger 1971 in Bangladesch. Foto:medico

*Hilfsorganisation „Medico International“ deprimiert: „Ich möchte einmal eine Nacht schlafen ohne dieses Husten und Keuchen von Hunderten. Dabei kann man nicht schlafen. Man arbeitet weiter, bis zum Umfallen, aber der Tod ist schneller. Wir kommen einfach dagegen nicht an.“ Die Ärzte von „Medico International“ arbeiten – wie viele Kollegen von anderen Organisationen – bis zu 16 Stunden am Tag. Jede zweite Nacht ist ebenfalls Dienst. Bei diesen physischen und psychischen Belastungen platzt ihnen bisweilen der Kragen, wenn sie von Kollegen, den offiziellen indischen Stellen oder vom deutschen Konsulat die Mahnung hören, sich doch den Gegebenheiten anzupassen. Der Inder lebe schließlich ohnehin mit dem Elend, dem Tod und dem Regen. Sie seien das gewöhnt. Ein allzu heftiges Vorpreschen würde die indischen Behörden verärgern und sämtliche Hilfsmaßnahmen in Frage stellen.*

*Dagegen Dr. Mathis Bromberger: „Wir wollen doch nichts Unmögliches. In den Lagern nördlich und östlich der ostpakistanischen Grenze war die Versorgung schon vor Beginn der Regenzeit unzureichend. Wir brauchen Sandsäcke, um das Lager Salt Lake 5 einzudeichen. Wir brauchen*

*vielleicht 2.000 Mark, um die Flüchtlinge dazu zu bewegen, Entwässerungsgräben zu ziehen. Wir brauchen einen Anreiz, die Lethargie zu überwinden. Und die Leute müssen sehen, daß sie unmittelbar an der Verbesserung ihrer Lage arbeiten.“ Solche Ansätze werden in Kalkutta mit unverhohlenen Mißtrauen beobachtet. Man weiß dort, daß die Ärzte von „Medico“ der Frankfurter Basisgruppe Medizin angehören und fürchtet offenbar linke Unterwanderung. Funktionäre anderer Hilfsorganisationen machen sich oft lustig über den Idealismus der unkonventionell arbeitenden Kollegen. Im deutschen Generalkonsulat scheint man sich einig: „Die Jungens müssen weg.“*

medico blieb – und arbeitet noch heute mit der bengalischen NGO „Gonoshasthaya Kendra“ (GK) zusammen, die während des Unabhängigkeitskrieges von jungen bengalischen Basismedizinerinnen gegründet wurde. Es sind die Erfahrungen von GK gewesen, die später wesentlich zur Formulierung der „Primary Health Care“-Strategie der Weltgesundheitsorganisation (WHO) beigetragen haben. Hilfe im Handgemenge – damals wie heute.

Timm Rancke



Andrea Weber  
Foto: medico

# Lokales Netzwerk

Erfahrungen einer medico-Gruppe.  
Ein Interview mit Andrea Weber,  
Nürnberger Unterstützerin und Mitglied  
des Stiftungsvorstands

## **Seit fast vier Jahren gibt es in Nürnberg eine medico-Gruppe. Was sind eure aktuellen Pläne?**

Wir würden gern in diesem Jahr die Veranstaltung, die ihr in Frankfurt über die Psychoanalytikerin Marie Langer macht, auch in Nürnberg durchführen. Denn bei uns gibt es einen großen Personenkreis, der sich für die psychosozialen Themen interessiert. Der ehemalige Leiter der Klinik für Psychosomatik, Prof. Dr. Pontzen, unterstützt medico seit langem. Auch deshalb gibt es einen Kreis von interessierten Psychotherapeuten und Psychiatern, die die Arbeit von medico verfolgen.

## **Eine solche Veranstaltung durchzuführen, ist eine Herausforderung für eine ehrenamtliche Gruppe. Wie stellt ihr sicher, dass genügend Leute einen solchen Abend besuchen?**

Wir haben bereits drei Veranstaltungen durchgeführt. Unsere Erfahrungen waren rundweg positiv. Wir konnten Verteiler der Stadt und verschiedener anderer aktiver Gruppen nutzen. Und wenn es sich um fachliche Themen wie das psychosoziale handelte, dann haben wir uns auch an die Fachgesellschaften gewandt. Außerdem hat jeder in seinem persönlichen Umfeld geworben. Das reichte, um die Veranstaltungen zu füllen.

## **Wie viele Mitglieder hat eure Gruppe?**

Wir sind sieben Aktive und drei oder vier, die immer mal wieder vorbeischaun. Wir haben es uns zum Prinzip gemacht, dass jeder selbst entscheiden kann, wie viel Engagement er investieren kann und möchte. Das hängt schließlich von der pri-

vaten und beruflichen Situation jedes Einzelnen ab. So gibt es natürlich ein paar, die sehr aktiv sind, und andere, die sich nur zeitweilig engagieren. Wir haben uns in dieser Hinsicht auch erst finden müssen. Am Anfang haben wir sehr viele Strukturdebatten geführt: Braucht man einen Kassierer? Sollen wir einen Vorsitzenden wählen? Am Ende entschied sich die Mehrheit dafür, es so formlos zu handhaben wie möglich. Das gelingt auch. Wir sind erfolgreich auch ohne solche Strukturen. Und das erlaubt jedem Einzelnen von uns, immer wieder abzuwägen, wie viel Zeit er oder sie investieren kann.

## **Wie oft trefft ihr euch?**

Ein Mal im Monat.

## **Habt ihr so etwas Formelles wie einen Jahresplan?**

Wir stellen einen Jahresplan für mindestens ein Jahr auf. In Nürnberg gibt es alle zwei Jahre das Menschenrechtsfilmfestival – eine fest Institution in der Stadt. Daran richten wir einen Teil unserer Öffentlichkeitsarbeit aus. Das erste Mal haben wir während des Festivals eine Veranstaltung mit Thomas Gebauer und dem Fernsehjournalisten Christoph Maria Fröder zu den neuen Kriegen und deren medialer Vermarktung organisiert. In diesem Zusammenhang haben wir den Film „Schildkröten können fliegen“ von Bahman Ghobadi gezeigt, den medico in Deutschland stark promotet hat. Im Oktober vergangenen Jahres, zwei Jahre später, haben wir den Film „Der große Ausverkauf“ von Florian Opitz gezeigt und mit Thomas Gebauer und Sven Giegold dazu eine Podiumsdiskussion gemacht. Der Raum war richtig überfüllt. Solche Art von Veranstaltungen führen wir etwa alle zwei Jahre durch. Dazwischen richten wir unser Programm auch nach dem aus, was sonst in Nürnberg stattfindet. 2006 war ein großer IPPNW-Kongress, in diesem Rahmen haben wir eine Veranstaltung zum Thema des

globalen Zugangs zu Gesundheitsressourcen angeboten. Auch dass wir unsere Veranstaltungen immer im Rahmen solcher Ereignisse verorten, sichert uns Publikum.

Aber wir haben selbstverständlich auch ein kontinuierliches inhaltliches Gruppenleben. Wir setzen uns mit medico-Themen auseinander. Zum Beispiel mit unterschiedlichen Hilfskonzepten. Dazu laden wir Leute ein und bilden uns entwicklungspolitisch fort. Wir würden uns gern näher mit den Projekten im psychosozialen Bereich beschäftigen. Dazu sind wir bislang nicht einmal gekommen.

**Ich sollte euch von meiner Nicaragua-Reise und der psychosozialen Arbeit unter diesen extremen Armutsbedingungen berichten.**

Ja, daran sind wir sehr interessiert! Nürnberg hat eine gut funktionierende Städtepartnerschaft mit San Carlos in Nicaragua. Das stieß hier sicher auf Interesse. Ich habe außerdem eine Rede von Walter Schütz, dem ehemaligen medico-Koordinator in Nicaragua, gelesen, die er in der deutschen Botschaft gehalten hat. Darin wirft er viele spannende Fragen über Armut und ihre psychischen Folgen auf. Das ist gerade für unsere Gruppe sehr interessant, weil wir zu fast drei Vierteln als Ärzte und Psychologen arbeiten.

**Könntest du anderen, die vielleicht auch eine ähnliche Gruppe gründen möchten, ein paar Tipps, geben?**

Wichtig ist der Zeitpunkt. Bei uns befanden sich alle Gründungsmitglieder gerade in einer Lebensphase, in der sie beruflich ganz zufrieden und ihre Kinder aus dem Haus waren. Wir alle hatten ein bisschen mehr Freizeit, um das anzugehen, was uns schon immer interessiert hat. Genau zu diesem Zeitpunkt hat medico dazu aufgerufen, Unterstützerguppen zu bilden. Auch dank der begleitenden Hilfe

aus Frankfurt hat sich die Gruppe dann so positiv entwickelt.

**Ihr habt euch aber schon vorher gekannt?**

Das ist richtig. Viel lief über persönliche Bekanntschaften. Nachdem die Gruppe dann gegründet war, haben die Mitglieder wiederum andere im Freundes- und Bekanntenkreis angesprochen. Eine erfolgreiche Auftaktveranstaltung ist natürlich auch hilfreich. Da kamen weitere Interessenten hinzu. Außerdem hatten wir gleich das Gefühl, lokal etwas bewirken zu können.

**Ehrenamtliche Gruppe und professionelle Zentral in Frankfurt – gibt es da ein Konfliktfeld?**

Für mich persönlich ist der Kontakt zum medico-Büro in Frankfurt einfach. Ich kenne viele persönlich. Wir haben einen guten Draht. Wenn ich unsicher bin, rufe ich Gudrun Kortas an. Dass wir euch kannten, hat sicherlich das Verhältnis zu euch unkomplizierter gestaltet, als es normalerweise vielleicht der Fall wäre.

**Hat sich dein Blick auf die medico-Arbeit verändert, seit du aktive Unterstützerin bist?**

Ich habe mich sicher noch intensiver mit den medico-Themen beschäftigt. Es ist ein Unterschied, ob man alleine liest oder die Dinge gemeinsam diskutiert. Mich befriedigt es sehr, mit unserer Öffentlichkeitsarbeit konkret etwas tun zu können. Ich bin Psychotherapeutin und mein beruflicher Alltag beschäftigt sich sehr häufig mit individuellen Konflikten und Problemen. Mir hat der Blick auf den größeren Zusammenhang in meiner Arbeit ohnehin gefehlt. Die medico-Gruppe ist für mich in gewisser Weise ein Ausgleich zu meiner sonst beruflich bedingt sehr auf das Individuum konzentrierten Arbeit.

Das Interview führte Katja Maurer



**GLOBAL DENKEN – LOKAL HANDELN**

Wenn auch Sie eine Veranstaltung zu einem medico-Thema vor Ort durchführen wollen, oder Kontakt zu anderen medico-Unterstützern aufnehmen möchten, oder überlegen, eine Unterstützerguppe zu gründen – wir sind Ihnen dabei gern behilflich. Das geschieht aus Eigennutz. medico international ist dringend auf die Unterstützung durch lokale Initiativen angewiesen. Für alle Fragen ist Ihre Ansprechpartnerin Gudrun Kortas, Tel. 069 -9443828, kortas@medico.de



In der Mechanik dient die schiefe Ebene dazu, den Kraftaufwand zur Höhenveränderung einer Masse zu verringern. Der Arbeitsaufwand bleibt jedoch immer unverändert. In der Auffahrt einer büronahen Tiefgarage zeigt sich das fast vollständige medico-Team, inkl. südafrikanischer Partner und Praktikanten. Foto: Christoph Boeckheler

## Stiftungen für gesellschaftlichen Wandel

Ein Stiftungstag, initiiert von der Bewegungstiftung, der Filia Frauenstiftung und der stiftung medico international am 11. und 12.4.2008 in Frankfurt am Main

**G**esellschaftlicher Wandel hat viele Motoren. „Als Stiftungen unterstützen wir die innovative Kraft `von unten` – soziale Bewegungen, Initiativen und lokale Gruppen. Mit ihrem Engagement, ihren öffentlichen Aktionen und Protesten weisen sie auf gesellschaftliche Fehlentwicklungen hin und zeigen Alternativen auf“, heißt es im Aufruf zum Stiftungstag von der stiftung medico international, der Bewegungstiftung und der Filia Frauenstiftung.

Die Tagung richtet sich an Personen die einen Teil Ihres Vermögens für einen progressiven gesellschaftlichen Wandel einsetzen wollen. Bei vielen Stiftungen, die sich vorstellen werden, beträgt die Mindestzustiftung zwischen 1.000 und 5.000 Euro. Wir sprechen also Personen an, die sich Spenden und Zustiftungen in mindestens dieser Größenordnung vorstellen können.

Weitere Informationen finden Sie unter [www.stiftungstag2008.de](http://www.stiftungstag2008.de)

## Rückschau und Vorschau

International besetzte kritische Diskussion über Erfolge und Begrenzungen des Minenverbots

**D**er 10. Jahrestag des Verbotes von Antipersonenminen – die sog. Ottawa-Konvention – und die Verleihung des Friedensnobelpreises an die von medico international gemeinsam mit anderen Organisationen ins Leben gerufene und 1997 mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnete Internationale Kampagne zum Verbot von Landminen waren im November vergangenen Jahres Gegenstand kritischer Reflexion der erreichten Ziele und für das Ausloten künftiger Friedenspolitik. Auf einem Workshop von medico international und dem Auswärtigen Amt kamen so unterschiedliche Diskutanten zu Wort wie z.B. Gernot Erler, Staatssekretär im Auswärtigen Amt, Bobby Muller, Vietnamveteran und Mitbegründer der Kampagne, der Kambodschaner Tun Channareth, Überlebender einer Landminenexplosion und einer der Nobelpreisträger. Die Beiträge der Konferenz können als Dokumentation von der medico-Website heruntergeladen werden.

Ein weiterer Höhepunkt des Jubiläumsjahres war die **Übergabe von 1.020.174 Unterschriften** zum Verbot von Minen und minenähnlicher Waffen wie Streumunition an die Bundesregierung. Bundesministerin Heidemarie Wiecek-Zeul hat die Unterschriften in Anwesenheit von prominenten Unterstützern wie Ulrike Folkerts und Vertretern der Kampagne entgegengenommen.

## 30.5.-31.05.2008: Frankfurt am Main Internationale Konferenz: Solidarität - heute!

30.05.2008

Auftaktveranstaltung im schauspiel frankfurt

### Optionen der Veränderung

Solidarisches Handeln im Katastrophenkapitalismus

*Schauspiel Frankfurt, Chagallsaal, Willy-Brandt-Platz, FFM*

31.05.2008

Tageskonferenz im Saalbau Gallus

### Die Soziale Frage global stellen

Versuch einer Neubestimmung von Öffentlichkeit und Solidarität im transnationalen Raum

*Saalbau Gallus,*

*Frankenallee 111, FFM*

*Eintritt: 15,- Euro (ermäßigt: 5,-)*

Detail-Programm unter [www.medico.de](http://www.medico.de)

## Biete/Suche Übernachtungs- plätze in Frankfurt am Main!

Unterstützung für medico-Konferenz  
am 30./31. Mai

Für TeilnehmerInnen der medico-Konferenz „Solidarität heute“ am 30. und 31. Mai 2008 in Frankfurt am Main (siehe Beileger) suchen wir private Übernachtungsplätze. Wer Plätze zur Verfügung stellen kann oder wer einen privaten Übernachtungsplatz in Anspruch nehmen möchte, bitte melden bei medico international: Marek Arlt, (069) 944380, [info@medico.de](mailto:info@medico.de).

## Drinnen und draußen

Medico-Festakt im Frankfurter Römer

32 gekrönte Kaiser und Könige blickten stumm von ihren Ölgemälden im Kaisersaal des Römers herab auf die Gäste und alles schien festlich und formal wie immer zuzugehen. Ein offizieller Empfang der Stadt Frankfurt – ein gewohnter Anblick. Mehr als 200 Gäste – gut angezogen. Der Anlass 40 Jahre medico international.

Und dann kam Frank Wolff. Der einstige Frankfurter SDS-Führer kommuniziert heute über sein Cello mit der Öffentlichkeit. Er dekonstruierte und rekonstruierte den 68er Sound: „Make love, not war! – Memories of Jimi & Janis“ – und alle über 200 Gäste im Saal wussten, hier handelt es sich nicht um einen formalen Akt. Hier wird Geschichte gefühlt, reflektiert und der Gegenwart anverwandelt. Keiner kann das mit seiner Musik so vermitteln wie Frank Wolff. Für Gäste, die aus anderen Städten kamen und in Frankfurt nur Bankermentalität erwarteten, eine Überraschung.



Frank Wolff  
Foto: Stalburg Theater

So gestaltet sich der Abend in dieser durchaus brisanten Stimmung – zwischen drinnen und draußen – zwischen vor dem Römer und in dem Römer – zwischen Teil sein und Distanz bewahren. Der Abend verkörperte das, was medico schon vor 40 Jahren kennzeichnete. Thomas Gebauer, Geschäftsführer von medico international, wies in seiner Rede darauf hin: „Schon damals hat medico den Spagat zwischen widerständiger Öffentlichkeit und offizieller Politik gewagt. Auf den legendären Teach-ins an der Frankfurter Universität machten Kartons die Runde, um das Geld für den Transport der Hilfsgüter zu sammeln, und Willy Brundert, Frankfurts damaliger Oberbürgermeister, fungierte als Schirmherr von medico, die damals noch „action medico“ hieß.“ Die Rednerliste des Abends bezeugt die Kontinuität dieser Tradition: Bundesministerin Heidemarie Wieczorek-Zeul, Bürgermeisterin Jutta Ebeling und Sven Giegold von Attac.

# Euer Beharren auf Gleichheit

*Hilfe im Handgemenge* aus Sicht von Sven Giegold (Attac).  
Eine Rede, gehalten auf dem Empfang der Stadt Frankfurt zum  
40. Jubiläum von medico international

**m**edico international feiert sein 40-jähriges Bestehen. Ihr begeht dieses Jubiläum mit dem Slogan von der „Hilfe im Handgemenge“. Das finde ich sehr passend, wenn man einige von euch kennt. Ich könnte spekulieren, was der Begriff biografisch für den einen oder anderen bedeutet oder bedeutet hat, will dies aber besser hier nicht tun. Ich möchte vielmehr die Gelegenheit nutzen, aus meiner Sicht das „Handgemenge“ zu deuten und zu beschreiben, wo ich medico im „Handgemenge“ erlebe.

Wenn ich auf medico-Partner stoße, im medico-rundschreiben über sie lese oder sie persönlich auf einer internationalen Konferenz kennen lerne, stelle ich immer wieder fest, dass sie alle selbst Teil sozialer und politischer Bewegungen sind. Sie agieren in der festen Überzeugung, dass gesellschaftliche Veränderungen vorangebracht werden, indem Menschen ihr Schicksal selbst in die

Hand nehmen und politischen Druck entfalten, um Rechte zu erkämpfen. Dass medico solche Partner in dieser Konzentration um sich versammelt hat, ist es, was es ganz besonders spannend für mich macht, mit medico zusammenzuarbeiten oder mich mit medico zu beschäftigen. Es ist sicherlich richtig, dass es noch viele andere Organisationen gibt, die mit den gleichen Partnern zusammenarbeiten. Brot für die Welt und Misereor wären hier nur zwei Beispiele. Ich sehe allerdings einen großen Unterschied. Im Gegensatz zu den meisten anderen Organisationen spricht medico auch offen und laut über den eigenen politischen Anspruch und das politische Handeln der Partner.

Ich erlebe medico aber auch im „Handgemenge“ in den sozialen Bewegungen bei uns. Auch das unterscheidet medico von anderen Hilfs- und Entwicklungsorganisationen. Entwicklungspolitische Arbeit findet in diesem Verständnis von „Hilfe im Handgemenge“ eben nicht nur im globalen Süden in Kooperation mit den Ärm-

sten der Armen statt, sondern wird auch als Arbeit hier vor Ort verstanden. Das ist insbesondere deshalb nötig, weil sich der traditionelle Begriff von Solidarität zunehmend überholt hat. Auch in Deutschland gibt es Menschen, die keinen Zugang zur Gesundheitsversorgung haben. Das lässt sich auch auf die Akkumulation von Reichtümern in der Welt übertragen. Im globalen Süden gibt es neben den verarmten Massen inzwischen auch kleine, aber wachsende Bevölkerungsteile, die über enormes Kapital verfügen. Im medico-Diskurs finden diese Themen statt. Das ist wichtig!

medico ist ein Partner, der Brücken baut.

Im letzten Jahr, als es darum ging Bündnisse gegen den G8-Gipfel in Heiligendamm zu schmieden, trat medico als Brücke auf. Als Brücke zwischen den linksradikalen Gruppen, die gerade noch mit Attac redeten, und den Organisationen, die bei Attac schon die Nase rümpfen und sich fragen, ob man mit uns überhaupt noch sprechen kann. medico schafft es immer wieder, zwischen Nichtregierungsorganisationen und sozialen Bewegungen zu vermitteln. Bei meiner alltäglichen Arbeit in der sozialen Bewegung erlebe ich medico regelmäßig als ein Verbindungsglied. Sich für diese wichtige Arbeit Zeit zu nehmen und das sehr wohl als Teil von „Hilfe im Handgemenge“ zu sehen, dafür möchte ich medico ganz besonders danken. Ich wünsche mir für die Zukunft, dass das so bleibt. Wenn man euch kennt, gibt es da eigentlich keinen Zweifel.

Bei einem weiteren Punkt empfinde ich die Arbeit von medico in Deutschland als besonders

**„Bei medico geht es eben nicht nur um Hilfe, sondern um Veränderung der Strukturen, die Hilfe notwendig machen.“**



wichtig. Geht es um die langfristigen Ziele und die Art und Weise, wie die Ziele realisiert werden sollen, unterscheidet sich medico von den meisten anderen Organisationen. Bei medico ist Gesundheit nicht nur einfach etwas, wozu die Ärmsten der Armen ein bisschen mehr Zugang haben sollten, sondern sie wird als unbedingtes und gleiches Recht für alle definiert. In Zeiten, in denen das Prinzip der Gleich-

sentlich zum Erfolg der Landminenkampagne bei. Denn die hatte gerade nicht zum Ziel, die Waffenhersteller zu bitten, eine etwas weniger Zivilisten schädigende Waffe herzustellen. Vielmehr ging es um die Durchsetzung einer rechtsverbindlichen Konvention. Das erscheint mir von großer Bedeutung: Das Einfordern allgemeiner Rechtsverbindlichkeit ist genau das Gegenteil von dem zurzeit

sehr modernen Ansatz, der im Wesentlichen auf freiwillige Vereinbarungen baut. Allgemeine Rechtsverbindlichkeit ist zudem Ausdruck der Orientierung am Prinzip der Gleichheit.

Als letztes möchte ich auf einen Teil der Arbeit von medico eingehen, der mir persönlich, aber auch aus der Perspektive meiner Arbeit in der Umweltbewegung aufgefallen ist. Die Art und Weise wie Ihr Öffentlichkeitsarbeit in Deutschland macht, empfinde ich als etwas ganz Besonderes. Ihr behandelt Spenderinnen und Spender als denkende Menschen. Wenn ich einen Aufruf zum Spenden von euch bekomme, dann besteht mein Hauptproblem nicht darin, wie sonst so oft, nach dem nächsten Papierkorb zu suchen. Bei eurer Spenderkommunikation handelt es sich um eine intellektuelle Herausforderung. Eure Spender



Aus Wasserwerfern stürzen die Schauer wie bei der biblischen Sintflut: Ein Regenbogen bricht in die Szene und macht aus den jungen Demonstranten fast Hirten in einer arkadischen Landschaft. Das „Foto des Jahres“ 2008 für die Jury der Lead Awards zeigt Globalisierungsgegner während des G8-Gipfels in Heiligendamm. Foto: Daniel Rosenthal

heit zunehmend auf Chancengleichheit reduziert wird, stellt medico fest, dass es ein absolutes und unbedingtes Recht auf Gesundheit und damit auch auf die gleiche Qualität der Versorgung geben muss. Das Prinzip der Gleichheit zu verteidigen und nicht auf Chancengleichheit zu reduzieren, ist von zentraler Bedeutung für die Linke. Hier darf man sich im Angesicht der Globalisierung und Pluralisierung von Gesellschaften nichts anderes einreden lassen. Es ist auch in Zukunft eine zentrale Aufgabe für einen Diskurs innerhalb progressiver Bewegungen diesem Prinzip im Handgemenge treu zu bleiben.

Bei medico geht es eben nicht nur um Hilfe, sondern um Veränderung der Strukturen, die Hilfe notwendig machen. Diese Haltung trug we-

schickt Ihr häufig auf Reisen durch die Länder eurer Partner. Die einzige Angst, die man dabei vielleicht hat, ist selbsteinmal zu dumm zu werden, um diese Aufrufe noch zu verstehen.

In Zeiten von Globalisierung brauchen wir breite Bündnisse, um gemeinsam erfolgreich zu sein. Wir werden uns dabei nicht mit kleinen Nischen zufrieden geben können. Wir sollten uns immer bewusst sein, dass diejenigen, die von diesem Prozess profitieren, sehr mächtig sind.

Ich freue mich auch in Zukunft über eine intensive schlagkräftige Zusammenarbeit im Handgemenge für eine andere, eine gerechtere Welt, für eine Welt, in der Rechte für alle gelten und nicht nur für einige wenige, die Zugang zu Märkten und Privilegien haben. ■

Liebe Leserinnen und Leser, wir können Ihnen hier nur eine Auswahl unserer jüngsten Veröffentlichungen präsentieren, eine Gesamtübersicht können Sie bei uns anfordern oder finden Sie auf unserer Homepage. Zum Nachlesen und Weiterverteilen, für die Bildungsarbeit, zum Auslegen im Laden nebenan. Für Nachfragen stehen wir Ihnen unter der Tel. (069) 944 38-0 gerne zur Verfügung.

Übrigens: Unsere Materialien schicken wir Ihnen kostenlos, es sei denn, ein Preis ist vermerkt.

# Materialliste



## 1968 > 2008 >> Hilfe im Handgemenge

Ankündigungsflyer mit allen Veranstaltungen in Frankfurt rund um das 40-jährige Jubiläum von medico international, die sich mit den unterschiedlichen Regionen und Themen beschäftigen, die die Arbeit von medico prägen. Im Zentrum steht dabei die internationale Konferenz „Solidarität - heute!“ am 30. und 31. Mai 2008.

Kann auch in größeren Mengen zum Weiterverteilen bestellt werden.

## medico im Überblick



### Jahresbericht 2006\*

(28 S.) Projekte, Netzwerke, Aktionen, Kampagnen: der Gesamtüberblick mit Grundsätzen und Finanzbericht.

\*Der Jahresbericht 2007 erscheint im Mai 2008



### Broschüre stiftung medico international

(16 S.) Übersicht über Ziele, Satzung, Struktur und steuerliche Aspekte der stiftung medico international, die Ende 2004 gegründet wurde.

## medico rundschreiben

### Nummer 03 | 07:

Afghanistan, Simbabwe, Sri Lanka, Etappensieg in Sachen Nevirapine, Jahresbilanz 2006

### Nummer 04 | 07:

Nicaragua, Südafrika, Flucht und Migration, Israel/Palästina

## NEU: Tagungsdokumentationen

### 1. Das Ottawa-Abkommen zum Verbot von Antipersonenminen – Modell für eine neue aktive Friedenspolitik?

Kritische Würdigung des Ottawa-Prozesses und konkrete Vorschläge für eine künftige Friedenspolitik.

Zum Download unter [www.medico.de](http://www.medico.de)

### 2. Symposium Globalisierung – Gesundheit – Gerechtigkeit. Annäherungen an eine konkrete Utopie der Sozialen Infrastruktur

Audio-Dokumentation des Symposiums der stiftung medico international 2007. Die Beiträge von Gewerkschaften, Wohlfahrtsverbänden, Attac u.a. thematisieren gerechten Zugang zu Gesundheit, sozialer Infrastruktur, solidarische Ökonomie.

### 3. Was tun? Kritische Kampagnenarbeit in Zeiten der Globalisierung

Mit Beiträgen von: Attac, Brot für die Welt, Deutsche Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit, Greenpeace, medico international, Netherland Institute on Southern Africa und People's Health Movement.

Auch zum Download auf [www.medico.de](http://www.medico.de)

### 4. Gerechtigkeit – Gleichheit – Partizipation. Dreißig Jahre Primary Health Care

Video-Dokumentation „Armut und Gesundheit“ 2007 in Berlin. Mit Beiträgen von: Shaoguang Wang, Walter Schütz, Zafrullah Chowdhury, Kayvan Bozorgmehr u.a.



## Aus den Projekten



### „Hilfe im Zeichen paradoxer Hoffnung“

Darstellung von Projekten, die sich der zunehmenden Verfeinerung zwischen Israelis und Palästinensern entgegenstellen. Kann auch in größeren Mengen zum Weiterverteilen bestellt werden.

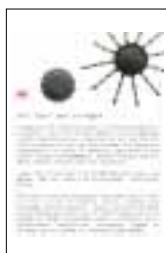


### „Psychosoziale Arbeit in Gewaltkontexten“

In den 1980er Jahren begann medico als eine der ersten Hilfsorganisationen die psychosoziale Dimension von Gesundheit in den Arbeitsansatz zu integrieren. Über die aktuelle Relevanz des Themas gibt das Faltblatt Auskunft.

## Materialien zu medico-Kampagnen

Vielfältige Materialien zu unseren aktuellen Kampagnen finden Sie auf [www.medico.de](http://www.medico.de): u.a. Filme, CD-ROMs, Unterschriftenlisten. Interessiert? Dann rufen Sie uns an unter Tel. 069-944 38-20.



### Plakatausstellung Landmine

Informative Plakate zur Landminenproblematik, der Internationalen Kampagne zum Verbot von Landminen und der Projektarbeit in betroffenen Regionen. 8 laminierte DIN-A2-Plakate zum Ausleihen (Vorschau unter [www.medico.de](http://www.medico.de)).

### Film zur Minenkampagne

„Anfangs hielt man uns für Träumer“ – Friedensnobelpreis an die Kampagne zum Verbot von Landminen. (DVD, 15 Min.). Zum Ausleihen.



### Die Saat des Krieges

*Landminen: Kampagne & Projekte*

Mit Texten zu Streumunition und vielen Aktionsangeboten zum 10-jährigen Jubiläum der Verleihung des Friedensnobelpreises.



### Gesundheit ist keine Ware

Argumente gegen das globale Patentregime und für den Zugang aller Menschen zu lebensrettenden Medikamenten.

# Bestellcoupon

#### Ich bestelle:

- Flyer: 1968 > 2008 Hilfe im Handgemenge
- Jahresbericht 2006
- Broschüre stiftung medico international
- medico rundschreiben 03 | 07
- medico rundschreiben 04 | 07
- CD: Globalisierung – Gesundheit – Gerechtigkeit
- Broschüre: Was tun? Kritische Kampagnenarbeit
- DVD: Gerechtigkeit – Gleichheit – Partizipation
- Faltblatt: Israel / Palästina
- Faltblatt: Psychosoziale Arbeit
- Plakatausstellung Landmine
- Film zur Minenkampagne
- Zeitung: Die Saat des Krieges
- Zeitung: Gesundheit ist keine Ware

Name: \_\_\_\_\_

Straße: \_\_\_\_\_

Ort: \_\_\_\_\_

Meine Spendernummer: \_\_\_\_\_

#### Ich möchte:

- kostenlose Materialien bestellen
- ggn. Rechnung (zzgl. 2 € Versandkosten) bezahlen
- dass der Rechnungsbetrag einmalig für diese Bestellung von meinem Bankkonto abgebucht wird.

Kontonummer: \_\_\_\_\_

Bank: \_\_\_\_\_

Bankleitzahl: \_\_\_\_\_

Datum: \_\_\_\_\_

Unterschrift: \_\_\_\_\_

#### Bitte einsenden an:

medico international  
Burgstraße 106  
D-60389 Frankfurt am Main

oder faxen an:  
(069) 43 60 02



# Wahrnehmung verändern

Der neue Internetauftritt von medico international.  
[www.medico.de](http://www.medico.de)

40 Jahre medico, vierzig Jahre engagierte Arbeit für eine gerechtere, solidarische Welt – das bedeutet auch und gerade eine Informations- und Öffentlichkeitsarbeit, die konsequent den Menschen eine Stimme gibt, deren Anliegen im medialen Mainstream nur selten ausreichend Aufmerksamkeit geschenkt wird.

Vor diesem Hintergrund haben wir den Internetauftritt von medico neu gestaltet. Dabei leiten uns drei zentrale Ziele: Mehr Aktualität und Übersicht, eine verbesserte thematische Gliederung und einen intensiveren Dialog mit Ihnen, den Unterstützerinnen und Unterstützern von medico international.

Die zunehmende Konzentration im Medienbereich und die wachsende Gleichförmigkeit der Informationsformate hat uns bestärkt, unsere Website umfassender als bisher als alternative Nachrichtenquelle nutzbar zu machen. Durch unsere Projektarbeit verfügen wir über einen Fundus an Informationen und „Korrespondenten“, die das wachsende Bedürfnis nach einer anderen Wahrnehmungssperspektive erfüllen. So möchten wir unsere Website als eine Plattform für eine kritische Gegenöffentlichkeit etablieren, die die politischen Ziele der medico-Arbeit mit geprüftem Wissen von unten durchzusetzen hilft.

## An Inhalten orientierter Informationskanal

Hinter den Piktogrammen auf der oberen Leiste verbirgt sich der direkte Zugang zu unseren zentralen Themen: Gesundheit, Globale Rechte, Krieg und Gewalt, Psychosoziale Arbeit, und Nothilfe. Unter dem Menüpunkt „Kontakt, Service, Presse“ haben wir alle Informationen über uns und unsere Serviceleistungen für Unterstützer und die Presse zusammengefasst. Themen übergreifende Projekte, Kampagnen, Blogs oder die Aktivitäten des medico-Netzwerks finden sich unter dem Piktogramm „Vernetztes Handeln“. Wenn Sie die Maus auf eines

der Piktogramme bewegen, öffnet sich zudem ein Untermenü, das den direkten Zugriff auf die Inhalte des jeweiligen Themenportals ermöglicht.

## Aktuelle Informationen und Termine

Neben dieser Orientierung an den medico-Themen ordnen sich die Inhalte auf der Startseite chronologisch nach dem Prinzip der Aktualität. Alle hier platzierten Artikel und Informationen sind für den schnellen Überblick mit Datum und Länderschwerpunkt gekennzeichnet. Zudem bietet die Startseite eine Ländersuche nach Projekten und Partnern an und ermöglicht das Bestellen des medico-Newsletters, mit dem wir Sie via E-Mail regelmäßig über aktuelle Themen und Neuigkeiten informieren.

Neu ist auch der Terminkalender, der auf der Startseite alle medico-Termine anzeigt. Außerdem bieten wir hier allen medico-Unterstützergruppen die Möglichkeit an, ihre Veranstaltungstermine auf unserer Website zu platzieren. Und damit Sie in Zukunft keine medico-Nachricht mehr verpassen, können Sie auf der neuen Website auch sogenannte RSS-Feeds abonnieren. Damit wird ein Datenformat bezeichnet (engl. to feed – versorgen oder zuführen), das Sie automatisch immer dann benachrichtigt, wenn zu dem von Ihnen per RSS ausgewählten Thema ein neuer Artikel auf unserer Website erscheint. Zum Beispiel können Sie so immer erfahren, wann Tsafirir Cohen einen neuen Blog-Beitrag aus Jerusalem geschrieben hat.

Selbstverständlich bleiben wir weiterhin bei der Liebe für das gedruckte Wort. Unser Rundschreiben, unsere Projektinformationen, unsere medico-Reports sind nach wie vor auf Papier erhältlich. Als Ergänzung und aktuelle Information jedoch möchten wir Ihnen unsere neue website ans Herz legen.

Am einfachsten erfahren Sie das Neueste von [www.medico.de](http://www.medico.de), wenn Sie unseren newsletter abonnieren, der mindestens 12 Mal im Jahr erscheint.

# Hinweise 01 | 2008

## Spendeninformation

### Adressänderung

Bitte geben Sie bei Änderungen Ihrer Anschrift auch Ihre alte Adresse und/oder die Spendernummer an. So ermöglichen Sie es uns, Sie zu „finden“, und helfen zugleich mit, Verwaltungskosten zu sparen.

### Einmalige Spende

Für Spenden ab 50 € schicken wir Ihnen eine Spendenbescheinigung zu. Für alle Spenden unter diesem Betrag empfehlen wir Ihnen, Ihrem Finanzamt eine Kopie Ihres Kontoauszugs zusammen mit einem Abriss eines medico-Überweisungsformulars einzureichen. Auf der Rückseite des Abrisses befinden sich Informationen zum Freistellungsbescheid. Selbstverständlich stellen wir Ihnen auch für Spenden unter 50 € auf Anfrage eine Spendenbescheinigung aus. Wenn Sie mehr als einmal im Jahr spenden, schicken wir Ihnen keine Einzelquittung, sondern gerne zu Beginn des Folgejahres eine Jahresspendenbescheinigung zu.

### Fördermitgliedschaft

Die Fördermitgliedschaft bei medico sieht keine Projektbindung vor. Vielmehr unterstützen Sie damit unsere gesamte Projekt- und unsere unabhängige Öffentlichkeitsarbeit. Die regelmäßigen Beiträge unserer Fördermitglieder ermöglichen es uns, lang-

fristige und verbindliche Projektkooperationen einzugehen, aber auch flexibel zu reagieren, wenn akute Hilfe notwendig ist. Der jährliche Förderbeitrag liegt bei mindestens 120 €. Das wäre z.B. der relativ kleine Betrag von 10 € monatlich. Für Leute mit wenig Geld (Auszubildende, Erwerbslose, Studierende) beträgt der jährliche Förderbeitrag 60 €. Für alle regelmäßigen Spenden (Fördermitgliedsbeiträge, Einzugsermächtigungen und Daueraufträge) schicken wir Ihnen jeweils im Januar des darauffolgenden Jahres eine Sammelbestätigung zu, auf der alle Spenden des Jahres aufgeführt sind.

### Spendenquittungstelefon:

Tel. (069) 944 38-11, Fax: (069) 944 38-15 oder E-Mail: [info@medico.de](mailto:info@medico.de)

### Bankverbindung:

medico international, Spendenkonto 1800, Frankfurter Sparkasse, BLZ 500 502 01

**Vielen Dank, dass Sie unsere Arbeit mit einer Spende unterstützen! medico international ist gemeinnützig und Ihre Spende ist steuerlich absetzbar.**

## Impressum



### Bildinformation:

Das Foto auf den Seiten 4 und 5 zeigt einen Ausschnitt einer Installation von Mescha Gaba im Raum „Fortuna“ der Ausstellung „GLÜCK – WELCHES GLÜCK“ (06.03.2008 – 02.11.2008) des Deutschen Hygiene-Museums Dresden.

### Herausgeber:

medico international  
Burgstraße 106  
D-60389 Frankfurt am Main

Tel. (069) 944 38-0

Fax (069) 43 60 02

E-Mail: [info@medico.de](mailto:info@medico.de)

Internet: [www.medico.de](http://www.medico.de)

Spendenkonto: 1800  
Frankfurter Sparkasse  
BLZ 500 502 01

### Redaktion:

Katja Maurer (verantwortl.),  
Thomas Gebauer,  
Martin Glasenapp

### Lektorat:

Reinhard Arendt

### Gestaltung:

Andrea Schuld

Wir können heute die Welt zur Hölle machen, wir sind auf dem besten Wege dazu, wie Sie wissen. Wir können sie aber auch in das Gegenteil verwandeln. Alle materiellen und intellektuellen Kräfte, die für die Realisierung einer freien Gesellschaft eingesetzt werden können, sind da. Es gibt heute kaum, selbst in der bürgerlichen Ökonomie, einen ernst zu nehmenden Wissenschaftler oder Forscher, der leugnen würde, dass mit den technisch bereits vorhandenen Produktivkräften, materiell sowohl wie intellektuell, die Abschaffung des Hungers und des Elends möglich ist und dass das, was heute geschieht, der globalen Politik einer repressiven Gesellschaft zuzuschreiben ist. Alle materiellen und intellektuellen Kräfte, die für die Realisierung einer freien Gesellschaft eingesetzt werden können, sind da. Dass sie nicht für sie eingesetzt werden, ist der totalen Mobilisierung der bestehenden Gesellschaft gegen ihre eigene Möglichkeit der Befreiung zuzuschreiben. Aber dieser Zustand macht in keiner Weise die Idee der Umwälzung selbst zu einer Utopie. Die kritische Theorie, wenn sie nicht bei der Verbesserung des schlechten Bestehenden stehenbleiben will, muss riskieren, die Freiheit so zu definieren, dass sie als ein nirgends schon Bestehendes bewusst und erkannt wird. Und gerade weil die so genannten utopischen Möglichkeiten gar nicht utopisch sind, sondern die bestimmte geschichtlich-gesellschaftliche Negation des Bestehenden darstellen, verlangt die Bewusstmachung dieser Möglichkeiten und der sie verhindernden und verleugnenden Kräfte von uns eine sehr realistische, eine sehr pragmatische Opposition. Eine Opposition, die frei ist von allen Illusionen, aber auch frei von allem Defätismus, der schon durch seine bloße Existenz die Möglichkeit der Freiheit an das Bestehende verrät.

(kompiliert aus: Herbert Marcuse 1967  
„Das Ende der Utopie“)



**medico international**

Burgstraße 106  
D-60389 Frankfurt am Main

Tel. (069) 944 38-0  
Fax (069) 436002

E-Mail: [info@medico.de](mailto:info@medico.de)  
Internet: [www.medico.de](http://www.medico.de)